
ANSFER
DGB .

F.



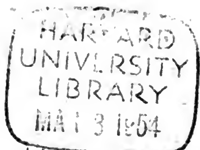
Vulpius

Die Rose,

Eine tragi-komische Erzählung.



Baireuth,
bei Johann Andreas Lübecks Erben, 1791.


HARVARD
UNIVERSITY
LIBRARY
MAR 3 1954

An

R o s a l i e.

Damals, als schreckenvoll, so unvermuthet und behende
Die bange Scheidestunde kam,
Die Dich von mir Geliebte! trennte,
Die, ferner uns zu sehn das Glück, so neidisch nahm,
Da gabst mit Ring und Band Du eine Rose mir,
Jezt aber, schicke ich auch eine Rose Dir.

Den Ring, die Rose und das Band,
Und jedes schöne Unterpfand,
Verwahr' ich heilig als die Zeichen Deiner Liebe,
Bis einst — doch, ach! — ich träume nur! —
Doch, wo wohl ohne Traum, die Freundin Hoffnung bliebe?

Zum

Zum viertenmal verjüngt sich die Natur,
Zum viertenmal kehrt Lenz und Sommer
wieder,
Doch ungeachtet meines heißen Flehens,
Noch nicht die Zeit der Freudenlieder,
Die Wonnezeit des Wiedersehens! —
— — — — — — — —
— — — — — — — —
Einst gabst Du Ring und Band, und eine
Rose mir,
Jezt aber, schicke ich auch eine Rose Dir!

Erstes

Erstes Buch

Das Thier so Honig machet
Ist bei der Süssigkeit des Stachels nimmer frei;
Wo eine Rose blüht, da steht ein Dorn dabei.

Opitz.

Erschaffung der Rose.

Einige Jahre vor Zerstöhrung der Bastille, (denn, was hinderts, von dieser für Frankreich so wohlthätigen Epoche, eine neue Zeitrechnung anzufangen?) deren tragisches Ende, die Federn der Epigrammensänger, Geschichtschreiber, und dramatischen Dichter, in Frankreich, England, Italien und Teutschland, nicht weniger, das Haberrohr der nordischen Barden, in so starke Bewegung sezte, wohnte zu Paris, in der Vorstadt St. Antoine, ein artiges Mädchen, welche vorgab, sie sey zu Mailand gebohren, aus welcher Stadt, die Leiber der heiligen drei Könige, nach Kölln gebracht wurden, wie männiglich bekannt ist. Dieses artige Mädchen, (wir wissen nur ihren Vornamen,

men, es war der Name einer gleichfalls sehr zärtlichen Schönen, als sie noch lebte, nemlich, der heiligen Therese,) war eine sehr geschickte Puzmacherin. Sie verfertigte nächst den kunstreichsten Florgebäuden zum Kopfschmuck und zur fausse gorge, auch Blumen, welchen nichts als der Geruch fehlte, dieselben für natürliche Kinder der Göttin Flora zu halten. Mit diesen Arbeiten verdiente Therese so viel, als sie zu ihrem Lebensunterhalte brauchte, und mehr als Leyser der berühmte Jctus mit seinen vortreflichen Medidationen über die Pandekten *).

Es war ein schöner Sommermorgen, als Therese einen Spaziergang zu einer Freundin machte, welche ein Landhaus bewohnte. In dem Garten desselben, unter einer Jasminenlaube, schuf Therese, um nicht müßig

zu

*) Er bekam leider! für den Bogen dieses vortreflichen Werks, nur 1 Rthlr. Honorarium. S. Bernoullis Samml. kurzer Reisebeschreib. 5ter B. S. 8.

zu seyn, eine Rose, mit so viel Natur, daß Zefirs, getäuscht von dem wonnevollen Anblick, ihre luftigen Flügel schwangen, diese Blumenkönigin zu umgaukeln. Bienchen flogen wollusttrunken herbei sie zu küssen, und das bunte Heer der Schmetterlinge, umflatterte die neugeschaffene Rose, welche das vor ihren natürlichen Schwestern zum Voraus hatte, daß keine Dornen, die Freude sie zu besizzen, vergällten.

Ohne Ueberschrift.

Es ist ein großer Aerger, wenn ein Biographienschreiber, sey's nun eines Menschen, oder einer Rose, das ist gleichviel, aus Mangel an bestimmten und dokumentirten Nachrichten, gleich im Anfange seiner Geschichte, Lüken sieht, welche er nur mit Vermuthungen ausfüllen kann, oder die er bloßen Hörensagen nachschreiben muß. In diesem be-

klagungswürdigen Zustande, befindet sich gegenwärtig der Erzähler der tragikomischen Geschichte der Rose, so sehr er sich auch Mühe gab, sich nicht darinn zu befinden. Aber ein ehernes Fatum waltet über den Biographen, welches dieselben nicht zu ändern vermögen. Und was nicht zu ändern ist, sagt irgendwo, ein berühmter spanischer Schriftsteller, muß man mit Geduld ertragen.

Seit Entstehung der Rose, unter den Fingern der artigen Therese, welche dieses herrliche Kunstprodukt schuf, weis man auf keinerlei Art anzugeben, wie dieselben in die Lilienhände der Königin, Gemahlin Ludwigs XVI. von Frankreich, genannt: der Wiederhersteller der Freiheit, kam. So viel ist aber gewiß, daß aus ihren Händen, die bekannte Gräfin de la Motte, diese Rose erhielt, welche dieselbe der Mlle. Oliva gab, und welche diese, bei dem bekannten nächtlichen Rendezvous, dem nicht minder bekannten Kardinal von Rohan über-

überlieferte, der laut den Memoires der Gräfin de la Motte, seine Rolle so gut zu spielen wußte, dieses Simbol der Verschwiegenheit *) so gut zu verwahren vorgab, und doch nicht verwahrte. Denn die größte Sorglosigkeit muß der Kardinal nothwendigerweise in Bewahrung der Rose, sich zu schulden haben

 kom=

*) Die Rose, war bei den Alten, auch bei unsern Vorfahren in Teutschland, ein Sinnbild der Verschwiegenheit. Wegen der Offenherzigkeit bei freundschaftlichen Gastmalen, wo der Becher nicht an den Tisch gewurzelt war, und wegen den bei diesen Gelegenheiten geführten Gesprächen, wo sich mancher so gern und unbefangen seiner Meinungen entledigt, wurde eine Rose über den Tisch gehängt, um die Gäste zu erinnern, daß die Gespräche, hier unter Freunden geführt würden. — Daher kömmt auch das Sprüchwort: Sub rosa! welches sich auf diesen Tafelgebrauch beziehet. In Frankreich kam darauf die Rose als die der Venus heilige Blume, auch in gleichen Werth und man hörte dort oft ein: Regne, ô fleur de Venus! Sois meme jusqu'en France, le Symbole éternel du fidele silence.

kommen lassen, weil dieselbe sonst nicht in andere Hände hätte gerathen können, um eine Tour durch die Welt zu machen, wie wir in der Folge dieser Erzählung sehen werden.

Es ist sehr glaublich, daß der Sekretär des Kardinals, dieses theure Geschenk zu sich nahm, und es seiner Geliebten, einer Tänzerin schenkte, von welcher es ein Offizier der französischen Garde erhielt.

Von dieser Epoche, gehen unsre umständlichen Nachrichten von dem Schicksalen der Rose wieder an, welche wir uns zu erzählen, vorgenommen haben.

Die Rose kömmt in teutsche Hände.

Der Offizier der französischen Garde, war ein Mann von Lebensart. Er war der Tänzerin, aus deren Händen er die Rose erhielt, gut, und liebte die fille de chambre, einer deutschen Gräfin, welche sich eben zu Paris be-

befand. Er schenkte der Tänzerin eine goldene Uhr, und trug die ihm verehrte Rose, im dritten Knopfloche seiner Weste, mit einer Nadel befestiget, auf seinem leichtklopfenden Herzen. Luise, so hies die Kammerjungfer der teutschen Gräfin, nahm es übel, daß er hier eine Rose trug, welche er nicht von ihr erhalten hatte, nahm dieselbe von einer Gegend hinweg, welche, wie sie glaubte, nur ihr allein zu beherrschen gehörte, und steckte an die Stelle derselben, um ihre rechtliche Besitznehmung zu beweisen, etliche Vergißmeinnicht, welche auf teutschen Grund und Boden fabrizirt waren.

Der Offizier lies sich das gefallen, trug die Vergißmeinnicht etliche Tage, und überließ die Rose der eifersüchtigen Kammerjungfer; denn, daß sie eifersüchtig war, wird sie nicht läugnen können, wenn sie diese Stelle als jetzige Frau Pastorin (wozu sie nach ihrer Pariser Reise, der gewesene Hofmeister der Kinder der Frau Gräfin machte, als er ei-

nen Pfarrdienst im Gebiete ihres Gemahls erhielt,) lesen sollte. Auch wird nachstehender Monolog beweisen, daß sie es wirklich war.

Ob es ihr übelzunehmen war, daß sie sich dieser Leidenschaft überlies, mögen unsre Leserinnen zu entscheiden geruhen.

Luisens Monolog.

Luise sah, als der Offizier weg war, die vor ihr liegende Rose bedächtlich an, und sprach:

„Geschenkt hat er sie bekommen, das ist gewiß, von einem Mädchen hat er sie geschenkt bekommen, das ist eben so gewiß *)! Und

*) Nein! Luise irrte sich. Die Tänzerin, von welcher der Offizier, wie wir wissen, die Rose bekommen hatte, war kein Mädchen, weil sie, wie wir erfahren haben, verheurathet war.

Und daß dieses Mädchen ihm nicht gleichgültig ist, ist ausgemacht, denn sonst würde er die Rose nicht an seinem Busen getragen haben. — Der Treulose! — Aber ärgern wird sich das Dämchen, wer sie auch ist, daß er iezt nicht mehr ihre Rose, daß er mein Vergißmeinnicht trägt."

Sie sang:

Vergißmeinnicht!
Und wenn uns Meere trennen ꝛc.

nach Wolfs Komposition. — Hierauf fuhr sie redend fort:

„Verbrennen sollte ich die Rose! — Aber, was kann die Rose dafür, daß ein Herz sie hob, welches getheilt, für mich und eine andere, schlägt? — Getheilt? eine andere? — Ich ertrage den tödenden Gedanken nicht! Ins Feuer mit dir! — Aber, nein! sie ist gar zu schön! Und, an seinem Herzen hat sie geruht? — iezt, ruhe sie an dem meinigen."

Sie sprachs, und steckte sie an ihren Busen.

Hier wäre wohl auch ein Gedicht anzubringen, aber der Offizier war kein Dichter, sonst wär vielleicht ein Epigram zum Vorschein gekommen, welches im Journal de Paris auf zwei Stunden, verewigt worden wär.

Ein Raub.

Die Gräfin, bei welcher sich Luise befund, war eine Dame von bon ton. Sie machte sogar zu Paris ein Haus; das heist, sie hielt Assamblee, Spielgesellschaft, erfand mit Hülfe eines Abee's Kopfzeuge, erdachte, indem sie einen Major zu Rathe zog, Garnituren auf Robben, und hatte ein paar Bellesprits auf der Seite, welche ihre Erfindungen so willig, als ihren Bologneser besangen; indeß ihr Herr Gemahl in Deutschland seinen Schweis maasweis vergoß, das zerrüttete

Finanz-

Finanzwesen seines gnädigsten Souverains in Ordnung zu bringen. Sie liebten einander, welches sie sich monatlich schrieben, und auf iene Art versicherten, wie es ein Epigrammatist gar gut geschildert hat, wenn er singt:

Sie liebt den Herrn Gemahl, der Herr Gemahl liebt sie.
Sie schriebt's aus Isle de France, Er, aus der Pikkardie.

Unter den iungen Herren, welche Zutritt in das Haus der Gräfin erhalten hatten, befand sich auch ein sogenannter Chevalier, ein Mann, welcher das Zutrauen zu sich und seiner Figur selbst, besas, daß er unwiderstehlich sey, und den Damen das schnellste Herzklopfen verursachen könne, wenn sie ihn nur sähen. Dieser Herr warf auch ein gnädiges Auge auf Luisen, und gestand ihr eines Tags, mit sehr liebenswürdiger Freimüthigkeit, daß er fest überzeugt sey, sie müsse von ihm bezaubert seyn.

Luise sagte ihm, er müsse sich irren. Er aber versicherte ihr, daß er sich in diesem Punkte, nicht irren könne.

Sie. Und doch wohl!

Er. Il est impossible ma belle!

Sie. Ich müste doch wenigstens auch etwas davon wissen. —

Er. Natürlich! Sie wissen's auch, aber Sie sind zu furchtsam, es zu gestehen — Fürchten Sie sich nicht, gestehen Sie es mir, ich will nicht grausam seyn.

Sie. Sie scherzen!

Er. Wozu die Ziererei? mein Gott! ich weis ia doch, was in Ihrem allerliebsten, kleinen Herzchen vorgeht!

Sie. Ich kann Ihnen zuschwören. —

Er. Nichts von Schwören! Ich kann die Schwüre nicht leiden. Der Mensch erfand sie nur um sie brechen zu können. Sie sollen mir nicht schwören. Ich kann die Versicherungen ewiger Treue nicht ausstehen, weil ich weis, daß sie nicht gehalten werden können.

nen. Ich selbst kann nicht für mich stehen. Man ist zuviel Bestürmungen ausgesezt, heute diese, morgen iene. —

Sie. Von mir, haben Sie nichts zu befürchten. —

Er. Still! still! mit Ihren ewigen Versicherungen! Ihr Teutschen seyd so umständlich, als müstet ihr einen Friedenschluß unterzeichnen, wenn von Herzensangelegenheiten die Rede ist. Jezt sind wir schon über 8 Minuten zusammen. Denkst du denn, kleine Närrin, daß mir die Zeit nicht kostbar ist? Ich habe zu thun, wie ein Staatsminister. Keine Umstände —

Er wurde dringend, Luise wies ihn ab. Es half nichts. Er wurde noch dringender, Luise sties ihn zurück. Er wollte sich wenigstens eines Kusses versichern, sie verlies das Zimmer, und er erhaschte die Rose, als er mit einer glücklichen Wendung, die andere Thür des Zimmers traf.

Was

Was der Chevalier that.

„Eine wahre Vestalin“! murmelte er, als er die Treppe hinabschoß, besah die Rose, lächelte und dachte: die Rose muß sie wenigstens mit ein paar Dutzend Küssen auslösen.

Als er auf seinem Zimmer war, fieng ihm Luisens Begegnung erst zu wurmen an. Er trat vor den Spiegel — und da fand er denn, daß der Schlingel vom Friseur vielleicht an allen Schuld war, weil er die dritte Locke auf der linken Seite seiner Frisur, ganz ohne alle Graçe hingeklebt hatte. Hätte der arme Teufel nicht ein ganz kleines Konto von 3000 Livres an den Herrn Chevalier zu fordern gehabt, er hätte augenblicklich einen Kunden verloren, aber so, giengs ihm noch hin, doch muste er sogleich herbei, sein großes Versehen zu verbessern.

„Kein Wunder, dachte der Chevalier, wenn man bei solchen Nachlässigkeiten Sottisen

tisen ausgesezt ist! doch ist die Sache nicht irreparabel, und bei der nächsten Zusammenkunft, soll das hübsche Kammermädchen, gewiß aufhören, die Spröde zu spielen".

Hübsch war Luise freilich, und hat, ob sie gleich jezt auf dem Lande, und schon vier Jahr im Stande der heiligen Ehe lebt, noch nicht alle ihre siegreichen Reize verloren, welches sie aber auch selbst zu wissen scheint.

Der Chevalier heftete die Rose an die linke Seite seines Morgenvisittenfraks, und sang ein Duett aus einer französischen Oper, das beinahe nicht zu singen war.

Ein Beleg zu des Chevaliers Unverschämtheit.

„Mein Gott! Chevalier, — sagte die Baronin von Millefleur, — wo haben Sie die allerliebste Rose her? — Wissen Sie wohl, daß ich sie haben muß?"

 „Sie

„Sie steht zu Ihrem Befehl, meine Englische," sagte der Chevalier und überreichte sie ihr, mit aller ihm nur möglichen Graçe.

„Aber ich beraube Sie gewiß eines Geschenks, von lieben Händen!"

„Die Rose ist glücklich, in weit schönere Hände zu kommen, als aus denen ich sie erhielt."

„Darf man neugierig seyn?"

„Es war der Preis errungener, glücklicher Augenblicke!"

„Der Nachlaß einer Schäferstunde?"

Der Chevalier lächelte.

„Sie sind ein böser Mann!"

„Die Rose, kömmt aus teutschen Händen!"

„Chevalier! mon dieu! doch nicht von der teutschen Gräfin?"

„Ich verstehe mich wahrlich schlecht auf die Verstellungskunst." —

„Finden Sie nicht, daß sie sehr schlecht gewachsen ist?"

„Teut-

„Teutscher Wuchs! — Landwuchs! Spalierobst!

„Cela est bien drole! — Sie hat einen sehr plumpen Fus.“

„Ist nicht zu läugnen!“

„Und ihre Hände! roth, wie Krebsscheeren! — Wissen Sie, daß ich heute zu ihr fahre? Erlauben Sie mir diese Rose zu tragen?“

„Man kann Ihnen nichts abschlagen, und sollte man auch so unglücklich seyn, sogar seine Konexionen darüber zu verlieren. — doch rechne ich auf Ersatz.“ —

„Die Gräfin wird rasend eifersüchtig werden!“

„Sie wird doch wohl so viel wenigstens in Paris profitirt haben, daß sie es nicht merken lassen wird!“

„Wer weis!“

„Nun, wir wollen sehen!“

Die Baronin steckte die Rose an und fuhr damit zur Gräfin, welche sie kaum an

ihr bemerkte, als sie dieselbe sehr schön und natürlich fand.

„Sie weis sich zu betragen, comme il faut!“ lispelte der Chevalier der Baronin zu.

„Das nicht allein, sagte die Baronin, sie thut wirklich, als wenn sie in ihrem Leben noch gar keine solche Rose gesehen hätte.“

Eine Szene, zwischen der Baronin und dem Signor Karelli.

Die Baronin würdigte einen jungen italiänischen Musikus, welcher ihr von ihrer Schwester, die sich in den Bädern von Pisa gewisser Zufälle wegen, aufhielt, empfohlen worden war, ihrer Protektion. Um ihn in ihrem Hause eine Beschäftigung zu geben, nahm sie Stunden auf der Harfe bei ihm, welche sie lernen zu wollen, vorgab.

Sig-

Signor Karelli, so nennte sich der junge Tonkünstler, kam an einen Morgen zur bestimmten Harfenstunde, und fand die Baronin in einer übeln Situation. Sie hatte Migräne, sie hatte Vapeurs, er wurde aber doch vorgelassen.

„Heute kann ich unmöglich spielen, lieber Karelli, sagte sie. Sezen Sie sich zu mir — erzählen Sie mir etwas von der grossen Oper in Mailand."

Karelli erzählte ihr mit vielem Feuer von den Vorstellungen der Opern des Metastasio, und ergrif, als er ihr einmal eine Stelle aus der Dido abandonata vordeklamirte, ihre Hand, — das war sehr natürlich!

Die Baronin, war ganz Ohr, und bemerkte nicht, daß er ihre Hand ergriffen hatte. — Das war auch ganz natürlich! — Sie lobte seine vortrefliche Deklamation. Er küste ihr die Hand — auch das war ganz natürlich! Und da er die Hand einmal geküst

 hatte,

hatte, so küßte er sie mehrmal, ohne daß sie seine Deklamation lobte. — und das schien auch noch ganz natürlich zu seyn. — Die Baronin schien darauf gar nicht zu attentiren, — das war aber nicht natürlich!

Die Kammerjungfer kam, und sagte, der Herr Baron, Gemal der Frau Baronin, lies sich, wegen einer wichtigen Angelegenheit, eine Stunde von seiner Frau Gemahlin ausbitten. Sie wurde ihm bewilligt.

„Ich kann's den guten Narren nicht abschlagen; er sieht mich ohnehin wenig genug, sagte sie. Vermuthlich ist er bei Laune, weil er mir seine Gegenwart gönnen will, und ich, habe ohnehin jezt ein paar hundert Luisd'or nöthig."

„Aber es waren so seelige Augenblicke!" seufzte Karelli.

„Wir sprechen einander morgen."

„Wenn ich doch so glücklich wäre von dieser köstlichen Stunde, ein Andenken zu erhalten, daß ich mich" —

Die

Die Baronin reichte ihm ihre Hand Er küßte sie — das, war natürlich. — Er gieng, und sie warf ihm die Rose mit einem Kusse zu, aber gewiß in keiner so hölzernen Stellung, als Kaba ihrem Otto *) die Rose gab, ehe er in die gefahrvolle Fehde gegen die Feinde ihres Vaters zog.

Die Rose geht auf Reisen.

Signor Karelli, eilte mit seinem erhaltenen Geschenk so vergnügt nach Hause, als hätte er eine von jenen goldenen, geweihten Rosen erhalten, welche Se. Heiligkeit zu Rom, zuweilen an große Herren mildthätig

*) S. kleine Romane, aus dem mittleren Zeitalter. Leipzig 1789. S. 11. und die zu dieser Szene gehörige Tittelvignette, dieses Büchleins, in welchem das Ritterkostum — auch ein wenig gemißhandelt worden ist.

auszuspenden pflegte; ja, er soll sie mit vielem Enthusiasmus einigemal geküßt haben, als er sich auf seinem Zimmer allein befand.

Er erhielt eben, als er mit dem Küssen der Rose beschäftigt war, einen Brief von seiner Braut in Venedig, welcher sehr zärtlich und so rührend geschrieben war, daß er sich ganz entzückt niedersezte und ihn mit acht Seiten, auf der Stelle beantwortete. Um seiner Geliebten ein kleines Gegenpräsent für dreissig Zechinen zu machen, welche sie dem Briefe beigelegt hatte, packte er die Rose in ein Schächtelchen, und schickte sie nebst dem Briefe nach Venedig.

Die Rose, zu Venedig.

Laura, so hies die zärtliche Braut des Signor Karelli, empfieng die Rose eben, als sie aus der Messe kam, küste sie tausendmal, und benezte, als sie den Brief gelesen hatte, dieselbe mit vielen Freudenthränen.

Sie

Sie war die Tochter eines Advokaten, in dessen Hause ihr Herzgeliebter als weitläuftiger Anverwandter, täglichen Zutritt gehabt hatte. Mit ihrer Bekanntschaft entspann sich ihre Liebe, und da die Eltern nichts dagegen hatten, war sie mit dem Signor Karelli, ehe er seine Reise nach Frankreich antrat, öffentlich versprochen und verlobt worden. Nach der Rückkehr in sein Vaterland, sollten sie miteinander verheuratet werden.

Der erhaltene Brief, wurde von Laura sogleich wieder beantwortet und die Rose, kam selten von ihren Busen.

Die Zeit der allgemeinen Lustbarkeit zu Venedig, die zwanglosen schönen Wochen des berühmten Karnewals, kamen herbei. Laura besuchte mit ihren Freundinnen die öffentlichen Tanzsäle, und vergnügte sich, so gut es ihr in Abwesenheit ihres Geliebten möglich war, den Sitten ihres Landes gemäs, wie es sich thun lies.

Einst war sie in der Tracht einer Schäferin auf dem Ball, und wurde von dem Grafen Bellfiore bemerkt.

Der Graf Bellfiore, ein reicher Kavalier aus Neapel, war einer der schönsten jungen Männer seiner Vaterstadt, einnehmend gebildet, und schlank gewachsen; Er war freigebig, liebreich und so wenig stolz auf die Verdienste seiner Vorfahren, daß er allgemein beliebt war. — Er war erst seit zwei Tagen, mit einem Freunde, dem Ritter Astano nach Venedig gekommen, und traf auf dem ersten Balle, welchen er beiwohnte, die liebenswürdige Lauera an. — Er sah sie und hatte nun für keine andre Dame, Augen mehr.

Lange hieng er stillschweigend, mit Entzücken, an den schönen Augen der artigen Schäferin, endlich nahte er sich, und lispelte ihr mit bebender Stimme zu:

Schö-

„Schöne Schäferin! haben Sie Arkadiens glückliche Gefilde verlassen, um diesen Ort zu einem Paradiese zu machen?“

Laura sah ihn an. Ein schnelles Feuer überlief ihre Wangen. — „Sie sezen mich wegen einer Antwort in Verlegenheit!“ war alles was sie antworten konnte, und so bald es ihr möglich war, verlies sie den Tanzsaal.

Der Graf folgte ihr — aber ehe er sich's versah, kam sie ihm auf dem St. Markusplaze, im Gewühl der Masken, aus den Augen.

Er suchte überall mit forschenden Augen — aber umsonst. Verschwunden war seine Sonne. — Unmutig warf er sich in eine Gondel, lies sich nach Hause bringen, und stürzte auf sein Zimmer.

Ritter. Nun? was giebt's?

Graf. Leben mag ich nicht mehr, wenn ich sie nicht wiederfinde! Wenn Du sie gesehen hättest! Ihre Augen, der Ton ihrer

Stim-

Stimme, ihr Götterwuchs, mit welcher Anmuth sie sich tanzend bewegte! —

Ritter. Sag' lieber gleich: ein englisches Inkarnat, so weis ich, woran ich bin! Wer ist sie?

Graf. Ja! wenn ich das wüste!

Ritter. Wo wohnt sie?

Graf. Ich weis es nicht.

Ritter. So gieb Deine Liebe auf, guter Freund!

Graf. Nimmermehr! eher, mein Leben.

Rittter. Ich bitte Dich aber, sag mir doch, was soll da herauskommen? Du weist nicht, wer sie ist, wo sie wohnt; wie willst Du also Bekanntschaft mit ihr machen? wie getraust Du Dir nur mit Wahrscheinlichkeit behaupten zu können, daß Du sie wieder siehst? Kann es nicht eine Fremde seyn, welche vielleicht heute noch Venedig verläßt?

Graf. Ich gehe zu Grunde!

Indem trat Pasquale, einer von jenen Geschöpfen herein, welche um etliche Zechinen einen Menschen den Hals umdrehen, und unterm Namen Bravo zu Venedig bekannt sind. Der Ritter hatte ihn diesen Morgen in seine Dienste genommen, weil er glaubte, bei seiner Neigung zum schönen Geschlecht, und bei seiner Leidenschaft zum Spiele, könne ihm ein solcher Mann nicht unnütz seyn. Er hatte ihn aufgetragen, sich umzusehen, ob viele Kavalier aus Neapel hier wären, und welche Oerter sie besuchten. — Pasquale, stattete Raport ab, und wendete sich dann zu dem Grafen, der sich mißmuthig aufs Kanapee geworfen hatte.

„Der Herr Graf, sagte er, haben mir einen derben Stoß auf der Ponte rialto gegeben, als Sie über dieselbe hinschossen. — Hatten gewiß etwas auf dem Korne?“

Ritter. Er wendet etwas daran, wenn Du so glücklich bist eine Dame auszukundschaften, die er gesehen hat, die er näher kennen

nen zu lernen wünscht, und von der er weder weis wer sie ist, noch wo sie wohnt.

Graf. Zwanzig Zechinen sind Dein, wenn Du sie ausfindig machen kannst.

Pasquale. Hm! Das wär mitzunehmen! Aber — Sie wissen nichts, gar nichts von ihr, als daß Sie sie gesehen haben?

Graf. Weiter nichts!

Pasquale. Das ist so wenig, als es nur seyn kann! — Wie trug sie sich?

Graf. Als Schäferin.

Pasquale. So tragen sich tausend Weiber. Ein wenig genauer beschrieben.

Graf. Weiß, mit rothen Bändern und Blumen. Schlank ist ihr Wuchs, edel ihr Anstand. Sie hat den schönsten Fus, die niedlichste Hand, die reizendsten Augen, die ich ie gesehen habe.

Pasquale. Wahrlich! von extrafeinem Kaliber.

Graf.

Graf. Eine einzelne Rose trug sie am Busen. Eine Rose, so schön, als hätte die gütige Natur sie selbst erzeugt.

Pasquale. Giengen Sie ihr nicht nach?

Graf. Im Gedränge der Masken, verlor ich sie auf dem Markusplatze, aus dem Gesichte.

Pasquale. Sie hatten diese spanische Kleidung an?

Graf. Wie ich hier bin.

Pasquale. Wo sahen Sie das Dämchen zuerst?

Graf. Auf dem Tanzsale im croce rosso.

Pasquale. Dort? — Nun! wollen sehen, was wir herausbringen. Ich möchte doch die zwanzig Zechinen auch gern mitnehmen! — Wie wär's, wenn Sie mir die Hälfte auf Abschlag gäben? Ich habe etliche gute Freunde, welche heute al croce rosso alle Hände voll zu thun hatten, — und ich denke immer, wir wollen das Lämchen kapern.

Der

Der Graf gab ihm zehn Zechinen und Pasquale gieng.

Deliberationen und Erklärungen.

„Ich weis gar nicht, sagte der Graf, wie mir ist! — Die Schäferin hat einen unauslöschlichen Eindruck in meiner Seele zurückgelassen. — Ich fühl' es, daß ich mit ihr ewig glücklich seyn könnte!"

Ritter. Gesezt, und das ist ein sehr möglicher Fall, sie ist nicht deines Standes?

Graf. Als wenn das mein Glück hindern, meinen Plan ändern könnte!

Ritter. Deine Familie?

Graf. Ach! was Familie! meine Familie, kann thun, was sie will — und mich thun lassen, was ich will!

Ritter. Laß es lieber einen vorübergehenden Rausch bleiben. — Du bist glücklicher! denn gesezt, diese Schäferin, wär z. B. eine Opersängerin oder sonst eine gutwillige Korteggiana?

Graf.

Graf. Das kann nicht seyn! Ihr ganzes Wesen, war Natur und Unschuld. Du hättest sie sehen sollen! Ein heiliger Schauer überfloß bei ihrem Anblick mein ganzes Wesen, ich wuste nicht, wie mir war, und ach! ich weis noch nicht, wie mir ist. Die Liebe hat sich mir mit allen ihren Reizen gezeigt, und ich bin unglücklich, wenn Pasquale nicht in seinen Nachforschungen glücklich ist.

Ritter. Du hast gehört, daß der Graf Lionato mit seiner Familie hier ist. Saphira, ist gewiß nicht zu Hause geblieben, zumal da sie wuste, daß Du auch nach Venedig gehen würdest.

Hier müssen wir das Gespräch ein wenig unterbrechen, um den Lesern zu sagen, daß Saphira die Tochter des Grafen Lionato, ein Mädchen mit vielen Talenten, Reizen, und Vermögen war; welche den Graf Bellfiore nicht ungern sah. Auch wünschten ihre beiderseitigen Eltern nichts angelegentlicher, als eine Verbindung zwischen den

jungen Leuten. Der Graf Bellfiore schien auch wirklich gegen Saphira nicht unempfindlich zu seyn, aber seine jezt gemachte Bekanntschaft, hatte die leichten Eindrücke von dem Bilde der jungen Gräfin, ganz aus seinem Herzen verlöscht. Daher antwortete er dem Ritter:

Graf. Saphira hat keine Ansprüche auf mein Herz. Sie hatte sie nie ganz entschieden, und jezt, schlägt es gar nicht mehr für sie.

Ritter. Das kann ein übler Handel werden! Du weist, wie sehr Deine Eltern eine Verbindung mit dem Hause Lionato durch Dich, wünschen. Und Saphirens Stand —

Graf. Mit Deinem Stande! als ob der Stand glücklich machte!

Ritter. Ihr ansehnliches Vermögen —

Graf. Giebt Dir Gold, Glück und Zufriedenheit?

Ritter.

Ritter. Aber man braucht's in der Welt, wenn man sich nicht auf dem Munde will herumtrommeln lassen.

Graf. Und habe ich nicht etwa schon genug?

Ritter. Mehr, kann aber nicht schaden. — Und Saphirens Reize —

Graf. Wer kann noch von Saphirens Reizen sprechen, wenn er sah, was ich sah! — Schatten gegen Licht, eine Wachskerze, gegen die Sonne!

Der Ritter schwieg. Der Graf, nahm seine Quittarre, spielte und sang:

L'oro, i gigli, e le rose
L'alma natura di sua man vi pose.
Matutina rugiada, o puro fonte,
O rio corrente, o fiume,
Bagna il seno, e la fronte
E quando il sonno hà scolorito il lume
Ne gli altrui volti alora
Per noi si vede impalladir l'aurora.

Es treten neue Personen auf.

Der Graf hatte kaum seinen Gesang geendiget, als Giulio, der Bruder der Gräfin Saphira, ins Zimmer trat.

Giulio. Willkommen in Venedig! — Wir haben erfahren, daß Ihr hier seyd, und mein Vater schickt mich ab, mit der Bitte an Euch, uns diesen Abend zu schenken. — Was fehlt Dir Graf?

Graf. Ich habe Kopfweh!

Giulio. Wir wollen's diesen Abend vertanzen.

Ritter. Wir werden gewiß nicht aussen bleiben.

Giulio. Habt Ihr Euch schon umgesehen?

Ritter. Der Graf war heute ausgegangen.

Giulio. Ich habe etwas auf der Spur.

Ritter. Nun?

Giu=

Giulio. Eine allerliebste Figur! Nur weis ich noch nicht, wer sie ist. Sie war al croce rosso heute, gekleidet als Schäferin —

Graf. Als Schäferin?

Giulio. Hast Du sie auch bemerkt?

Graf. Eine Schäferin habe ich gesehen. Weiß und roth, mit Blumen garnirt —

Giulio. Richtig! Schlank wie eine Pappel —

Graf. Sie hatte eine einzelne Rose am Busen stecken?

Giulio. Ganz recht! Kennst Du sie?

Graf. Nein! — aber — gesehen habe ich sie.

Giulio. So schmachtend sagst Du das? Du hast doch nicht auch Feuer gefangen? Das laß, meiner Schwester nicht merken.

Der Ritter, welcher den Graf aus seiner Verlegenheit ziehen wollte, fieng ein

anderes Gespräch an, in welches sich Giulio so sehr verwickelte, daß er sich niedersezte und nicht eher vom Flecke gieng, bis es Zeit war, ihn nach seiner Wohnung zu begleiten. — Der Graf, folgte in der äusserſten Zerstreuung, welche weder Saphiren, noch ihren Eltern, unsichtbar blieb. —

Saphira that verschiedene Fragen an ihn, und er beantwortete sie alle so ungereimt, daß sie nothwendigerweise immer aufmerksamer werden mußte. Sie fragte nicht mehr, und beobachtete ihn stillschweigend. Er sah zur Erde, und seufzte zu verschiedenenmalen.

Saphira. Was ist Ihnen lieber Graf?

Graf. Nichts! gar nichts!

Saphira. Sie sind so niedergeschlagen — Sie seufzen? — Sind Sie krank?

Graf. Kopfweh!

Saphira. Das, ist es nicht! — Was ist es? darf ich es nicht wissen?

Graf. Es ist gar nichts!

Sa-

Saphira. Die Luft von Venedig, hat Sie schwermüthig gemacht.

Graf. Es kann seyn daß das Klima Eindruck auf meine Laune gemacht hat.

Saphira. Sie sind nicht mehr der, der Sie zu Neapel waren. Eine schreckliche Kälte hat sich Ihres Betragens bemächtigt. Ich freute mich recht sehr auf diesem Abend, aber wie es scheint, können Sie meine Freude nicht mit mir theilen.

Sie sagte dies mit einer wehmüthigen Stimme, und gieng langsam nach einem andern Zimmer. Zweimal sah sie sich nach dem Grafen um. Er folgte ihr nicht, er sah ihr nicht einmal nach. Seine Blicke waren auf die Erde gerichtet und seine Seele, beschäftigte sich nur mit Laura. — Der Ritter raunte ihm in's Ohr, sich nicht so gar auffallend zu betragen, aber sein freundschaftlicher Rath gieng verloren. — Nach und nach, wurde die ganze Gesellschaft auf den Grafen aufmerksam, und Giulio, mut-

maſte nicht vergebens, die ſchöne Schäferin, ſey an des Grafen Zerſtreuung ſchuld.

Man gieng zu Tiſche. — Der Graf, ſas zwiſchen Saphiren, und Donna Maria, einer Anverwandtin des Grafen Lionato, welche ſeit einigen Wochen an einen Marquis aus Spanien, vermält war. — Dieſen gegenüber, ſas Giulio.

Der Graf begieng tauſend Ungereimtheiten aus Zerſtreuung, und warf endlich ſogar der Donna Maria ein volles Glas Wein auf den Schoos.

Maria. Herr Graf! Sie ſind verliebt, oder Sie ſuchen die Quadratur des Zirkels. Venedig, hat Sie ganz metamorphoſirt.

Giulio. Die ſchönen Schäferinnen ſollen leben, Graf! — Seht! jezt habe ich ihn aus ſeinem Traume geweckt.

Saphira. Was iſt das?

Graf. Ein Scherz Ihres Bruders —

Rit=

Ritter. Ein Sentiment des Grafen in einen unsrer heutigen Gespräche, bringt vermuthlich diese Gesundheit hervor.

Maria. Sie sind also ein Freund von dem Landleben?

Graf. Das bin ich!

Giulio. Wenn nämlich schöne Schäferinnen durch den bunten Wiesenklee, mit leichten Füßen schlüpfen. — Saphira kleide Dich doch einmal als Schäferin, weiß und roth, mit Blumen garnirt, eine einzelne Rose am Busen, — eine herrliche Tracht!

Graf. Sie treiben den Spas zu weit!

Ritter. Unser Freund, glaubt des Guten nicht zu viel thun zu können, denn wahrhaftig, Graf, Du bist heute von so sonderbarer Laune, daß wir alles hervorsuchen müssen; Deine Unterhaltung nicht ganz zu verlieren.

Giulio. Das ist und bleibt aber doch wahr, Ritter, Du bist ein Freund — zum vergolden.

Nach Tische, fieng der Ball an. Alles mischte sich vergnügt in die bunten Reihen, nur der Graf nicht. Er sah dem Tanze zu, war weit mit seinen Gedanken davon entfernt und schlich sich endlich, um unbemerkt, allein zu seyn, in ein Nebenzimmer.

Saphira erklärt sich.

Aber er war weder unbemerkt, noch allein in dem Zimmer, in welches er sich begab, denn Saphira hatte es auch zu ihrem Aufenthalte erwählt, ihren stillen Betrachtungen Audienz zu geben.

Der Graf wurde sehr überrascht, als er Saphiren in stille Betrachtung vertieft, auf einer Ottomanne sizen sah. Sie sah ihn stillschweigend an, und einige Thränen, die sie nicht verbergen konnte, rollten, ihren innern Zustand verrathend, über ihre Wangen.

Der Graf war in einer übeln Situation. — Saphira hatte endlich so viel Mut, das Stillschweigen zu unterbrechen.

„Herr

„Herr Graf, sagte sie, jezt ist es Zeit sich näher zu erklären, wenn es Ihnen gefällig ist. — Ganz Neapel spricht von einer Verbindung zwischen uns. Unsere Eltern wünschten diese Verbindung und Sie, gaben mir zuweilen zu verstehen, daß es auch Ihr Wunsch sey, meine Hand zu erhalten. Seit Ihrem Auffenthalte in Venedig, scheint Ihnen etwas begegnet zu seyn, welches Ihr Herz in Bewegung sezt — fürchten Sie von meiner Seite nichts — gar nichts — ich bitte Sie vielmehr, wenn es Ihnen möglich ist, mich in dieser Angelegenheit, als Ihre Freundin zu betrachten.“

„Sie kennen mich zu wenig —“ stotterte der Graf.

„Das sehe ich!“

„Eine Kleinigkeit sezt mich in Verwirrung —“

„So bedaure ich Sie!“

„Aber

„Aber — Sie irren sich, wenn Sie glauben, eine Herzensangelegenheit, sey der Grund meiner Zerstreuung."

„Ich habe mich zu Ihrer Freundin angeboten — läugnen Sie nicht, wenn Sie mich nicht in die gröste Verlegenheit setzen wollen. — Sonst waren Sie nicht so, wenigstens durfte ich es nie entgelten, wenn Sie mißmutig waren! Aber Ihr heutiges Betragen, ist zu auffallend. Ihr Herz verstimmt Ihre Seele. — Alles, alles lieber Graf, werden Sie nur kein Heuchler, denn dies würde Ihr Schicksal so gut wie das meinige, verschlimmern. Aufrichtigkeit kann Sie allenfalls noch retten; Verstellung, beflügelt Ihr Verderben."

Sie verlies das Zimmer und war sehr bewegt. Der Graf schlich sich aus der Gesellschaft, warf sich in eine Gondel, lies sich nach Hause bringen, konnte lange nicht einschlafen, und träumte, als er endlich schlief, von der geliebten Schäferin.

Ge-

Gespräche, — Briefe — Entdeckungen.

Der Ritter las am folgenden Morgen seinem Freunde bei dem Frühstück den Text über sein gestriges Betragen, weidlich.

„Du ahndest gar nicht, sagte er, was daraus entstehen kann! und noch dazu, ohne Abschied zu nehmen, Dich aus der Gesellschaft zu schleichen! Ich dachte, der Schlag sollte mich rühren, als es hies, Du wärst fort. Alles sah mich an, als ob ich etwas dafür könnte, daß Du, ohne den Gästen angenehme Ruh zu wünschen, davon gegangen warst. Saphira zog Dich aus der Schuld und mich aus der Verlegenheit. „Er ist sehr krank am Kopfweh, sagte sie, und bat mich, ihn der Gesellschaft zu empfehlen. Er wollte keinen Aufstand machen, weil er befürchtete, sein Aufbrechen möchte von seinem Freunde, als Beyspiel, gleiches thun zu müssen, aufgenommen werden. Um der Gesell-

sellschaft einen ihrer besten Tänzer nicht zu entziehen, gieng er allein und ohne Geräusch, fort." — Man schien die Entschuldigung gelten zu lassen und trug mir Wünsche an Dich für Deine Besserung auf. Giulio, kam zu mir und sagte: „Nicht wahr, meine Schwester ist ein gutes Geschöpf? indeß der Graf von seiner Schäferin träumt, entschuldigt seine Geliebte seinen beynahe unverzeihlichen Fehler." — Ich suchte ihm die Sache mit der Schäferin auszureden, aber er wollte nicht daran, es zu glauben. — Du hast Dich einmal verrathen, und Giulio ist fein. Ihn fürchte ich am meisten; Du kennst seine Rachgier und seinen Uebermut, wenn er sein hochadeliches Haus beleidigt glaubt." —

Graf. Ich soll mir von dem Poltron doch nicht seine Schwester aufdringen lassen, wenn sie mir gleichgültig ist? —

Ritter. Du bist ungerecht! Saphira ist schön, hat einen edlen Character, liebt Dich wirklich mit ganzer Seele, und Du willst

willst sie kränken? eines Mädchens wegen kränken, die Du gar noch nicht kennst? —

Graf. Kennen, oder nicht kennen kömmt jetzt nicht mehr in Anschlag. Genug, ich liebe sie, und daran soll mich weder ihr Bruder, noch Du, noch meine, noch ihre Familie, kein Mensch auf Erden, kein Teufel, abbringen! dabey bleibt's, so wahr ich Heil und Seeligkeit hoffe!

Ritter. Thu was Du willst. Ich habe gethan, was ich thun konnte.

Ein Page des Grafen Lionato, brachte dem Graf Bellfiore einen Brief. Er erbrach ihn, sah ihn durch und sagte zu dem Pagen: „ich werde antworten.“

Ritter. Bricht das Wetter schon los? Schreibt Giulio, oder ihr Vater.

Graf. Saphira.

Ritter. Saphira?

Graf. Lies.

Der Ritter las.

„Ich weis nicht wie ich mich verhalte,

„und

„und bitte Sie mich deßhalb noch vor Abends
„zu instruiren, was ich meinen Eltern ant-
„worten soll, welche in mich dringen, zu sa-
„gen, was Sie gestern zu mir gesagt haben.
„Ich weiß nicht warum, aber Sie glauben,
„es sey zwischen uns zu einer Erklärung ge-
„kommen, die mir und unserer Familie nach-
„theilig gewesen sey. Ich bitte Sie, seyn
„Sie Ihr eigner Freund und gehen Sie auf-
„richtig bei der Sache zu Werke!“

„Und was wirst Du Ihr antworten?“

„Das sollst Du gleich sehen,“ sagte der Graf, setzte sich nieder und schrieb.

„Sagen Sie Ihren Eltern die Wahrheit,
„daß ihre Vermutungen ungegründet sind.
„Sagen Sie Ihnen ferner die Wahrheit, daß
„ich Ihnen selbst nicht gesagt hätte, was mir
„fehle, daß ich es vielleicht selbst nicht wisse,
„daß ich vielleicht übellaunicht über Kleinig-
„keiten sey, daß ich überhaupt ein unerträg-
„licher Mensch wäre, bey dem eine Frau einst
„wenig frohe Stunden haben würde. Zur

Be-

„Beglaubigung dessen was Sie sagen, zeigen „Sie endlich, wenn Sie sich nicht auf andere „Art legitimiren können, oder wollen, diesen „Brief vor."

Der Graf schickte den Brief fort und der Ritter war sehr unruhig.

Indem trat Pasquale in das Zimmer. — Der Graf sprang auf, als er ihn sah und fragte mit bebender Stimme:

„Gute Nachricht Pasquale?"

Pasquale. Zehlen Sie den Rest, die zehn Zechinen auf Herr Graf. —

Graf. Wie?

Pasquale. Das Rosenmädchen *) ist entdeckt. Zehlen Sie nur ohne Umstände auf!

Graf.

*) Ohne daß Pasquale es wußte, gab er der liebenswürdigen Laura, einen sehr ehrenvollen und zugleich verdienten Namen. Ich hoffe meine Leserinnen werden sich der Rosenmädchen von Salency bei dieser Gelegenheit, so wie des ihrenthalben angestellten Festes, erinnern, eine Gewohnheit,

 we=

Graf. Du weist also, wo sie wohnt? wer sie ist?

Pas=

welche auch in Teutschland, so wie in Frankreich Nachahmung bewirket hat; wiewohl sich schwerlich ein Ort irgendwo finden wird, von dessen Einwohnern man sagen könnte, was Hr. v. Mayer in seinen Nachrichten von Salency sagt, wenn er schreibt: „Nirgends findet man in den Akten den Namen der Salencer; nicht ein Urtheil ist wider sie gefällt worden; nur ein einziger Ausspruch wurde in ihren Angelegenheiten vor den Gerichten, 1775 und zwar zu ihrem Besten, gethan; es war ihr Herr, welcher sie zu diesem Schritt nöthigte. Der Waise kann ruhig schlafen in der Hütte, die ihm sein Vater gelassen hat, ohne des Schutzes eines Vormundes zu bedürfen, und nie sah sich ein Kurator gezwungen, den Ausschweifungen eines zügellosen Mädchens Einhalt zu thun. Sie kennen den Fürsten, und die Gesetze nur dem Namen nach. — Ein Rosenhut vertritt also bei den Salencern die Stelle der Gesetze, Richter, und des Korpus Juris. Eine Rose wird zum Keim von tausend Tugenden und pflanzt sie von Generationen zu Generationen fort. Salencys ursprüngliche Reinheit blieb unverfälscht. Die

Rose

Pasquale. Mühe hat's gekostet, die kleine Hexe aufzustöbern, denn Ihre angegebenen Kennzeichen, waren nicht weit her, und wenn ich nicht ausgebreitete Konnexionen hätte, so wüßten wir vielleicht heute eben nur soviel, wie gestern. Inzwischen meine Bekanntschaften, und vier Zechinen, die ich freilich spendiren mußte, denn, um-

Rose war die Erhalterin ihrer Tugenden und ihres Glücks. — Sie überlassen ihr Herz den Regungen der Zärtlichkeit nicht. Welche Salancerin würde es wagen, verliebten Seufzern zu antworten? Ein Rosenhut, ist mehr werth als die Liebe, und darinnen liegt der Grund der ruhigen, bedächtlichen Freundlichkeit der Salencier." — — Wer die Nachrichten von den Feierlichkeiten bei Erwählung des Rosenmädchens und mehrere Bemerkungen, über Salency und seine Einwohner kennen lernen will, kann die Nachrichten des Herrn v. Mayer davon, auch ins teutsche übersezt lesen in dem 1. Bande der: kleinen Reisen Lektüre für Reise-Dilettanten. S. 71 — 83.

sonst ist der Tod, Herr Graf — diese haben uns zum Ziel gebracht.

Graf. Wozu aber die erschreckliche Weitläuftigkeit. Ich will wissen, wer sie ist, wo sie wohnt, und Du unterhälst mich von Deinen Konnoissançen!

Pasquale. Nur Geduld! Sie können Sie doch nicht eher sprechen als gegen Abend!

Graf. Sprechen kann ich Sie?

Pasquale. Ich denke! — Sie heist Laura, und ist die Tochter eines Advokaten der Republik. —

Ritter. Eines Advokaten?

Pasquale. Wohnt al bianco torre gegenüber zwey Stock hoch, und geht, wenn sie ihren Vorsatz nicht ändert, heute gegen fünf Uhr etwa, auf den Tanzsaal in Lione nero. Wollen Sie ein Briefchen an sie bestellen, so kann ich für einen Boten sorgen.

Graf. Ich muß sie selbst sprechen. — Hier ist das Geld.

Pasquale. Auch gut! — Ich danke! — Befehlen Sie sonst noch etwas? — Nichts? — Adio!

Er gieng, und der Graf war vor Freuden beinahe ausser sich.

Ritter. Du hast es doch gehört? Die Tochter eines Advokaten —

Graf. Was thut das zur Sache?

Ritter. Und Du willst? —

Graf. Gestehen will ich ihr, daß ich sie liebe, und daß ihre Gegenliebe mich zum Beneidenswerthesten auf Gottes Erdboden, machen wird.

Ritter. Freund! das Mädchen kann tugendhaft seyn.

Graf. O! wenn sie das ist, so bin ich über meine kühnsten Erwartungen glücklich!

Ritter. Der Preis ihrer Liebe, ist vielleicht nur ihre Hand, und das Band der Ehe. —

Graf. Auf der Stelle, werde ich dadurch ihre Bedenklichkeiten heben.

Ritter. Und dann? —

Graf. Dann! — dann? — was noch?

Ritter. Deine Eltern — Deine Familie? Wovon willst Du mit Deinem Weibe leben?

Graf. Habe ich nicht Güter genug?

Ritter. Bist Du jezt schon Herr derselben?

Graf. Ich verlange nur das kleinste davon, das so viel einträgt, als ich brauche, um mit meiner Laura anständig zu leben.

Ritter. Du kennst Deinen Vater. Er wird Dir nichts geben, er wird Dich enterben, wenn Du diesen Schritt thust.

Graf. Wir haben einen König. Zu diesen werde ich mit Laura eilen, mit ihr mich vor seinem Throne niederwerfen, die Hartherzigkeit meines Vaters ihm klagen, seine Gerechtigkeit anflehen, Lauren an meine Brust drücken und sagen: Dies ist mein Verbrechen! — diesen Ausweg, kann mein Vater

mir

mir nicht verschliesen — und der König ist gerecht. — Sag, wiegt eine Unze unsers Blutes mehr, als die Unze Blut eines Bürgers, weil das Gewichte eines Stammbaums in unserm Gedächtniß liegt? Soll ein Wappen die Empfindungen meines Herzens überwiegen? Kann Saphira mehr Reiz für mich haben als Laura, weil man sagt, ihre Vorfahren waren die und die Edlen in ununterbrochener Linie? Bist Du gewiß, daß sich nicht zuweilen einige Unzen Blut eines bürgerlichen Beichtvaters, Tonkünstlers, Stallmeisters, Bedienten ꝛc. in die Ahnenreihe einschlichen? Und endlich, wer ist edel? was ist edel?

Ritter. Du bist im Affekt, und ich denke heute an der Bank einen Schnitt zu machen. Die Zeit ist kostbar — Bedenke Dich — überleg was Du thust, und das bitte ich mir aus, verkenne meine freundschaftlichen Absichten nicht, — vergiß nicht, daß es mir nicht an guten Willen fehlte, Dich

vor den ernsthaften Folgen zu sichern, welche aus der Affäre entstehen können.

Verfolg der Geschichte.

Der Graf wartete nicht bis fünf Uhr. Schon eine Stunde früher, eilte er nach dem Tanzsaale, wo er Lauren zu sehen hofte. — Er suchte sie überall, aber sie war noch nicht da. Eine Nonne, welche ihr Gesicht mit einer ganzen Larve bedeckt hatte, schien ihn zu bemerken. Er hatte nicht Lust sie wieder zu bemerken, gab sich auch keine Müh, zu wissen, wer sie wär.

Masken giengen ab und zu. — Endlich trat eine junge piemontesische Bäuerin in den Saal, welche der Graf sogleich erkannte. Es war Laura, und die Rose hatte wieder ihren beneidungswerthen Plaz, an ihrem Busen. — Auch sie erkannte den jungen Mann sogleich wieder, welcher gestern mit ihr gesprochen hatte und reichte ihm zitternd die Hand, als er sie zum Tanze aufforderte.

Des

Des Grafen Entzücken während des Tanzes, läßt sich nicht beschreiben. — Der Tanz war geendigt. Der Graf behielt Laurens Hand, und fühlte wie heftig ihr Puls schlug.

„Liebe Laura! sagte er; ach! wär ich doch so glücklich zu wissen, dieser Puls, schlägt für Dich! — Ich liebe Sie — ich bete Sie an.“

„Bravo“ schrie ein Mönch und schlug ihn auf die Schulter. — Unwillig sah der Graf sich um, und erkannte unter der Mönchstracht, Giulio.

Er lies Laurens Hand fahren, und diese schwand aus dem Saale, ehe er zu sich kommen konnte. — Er sagte kein Wort und verlies den Saal ohne zu wissen, wohin Laura gekommen war. — Ein unbeschreiblicher Zorn bemächtigte sich seiner Seele, er lief halb wüthend im Zimmer auf und ab, und verwünschte den Stöhrer seines Glücks mit tausend Flüchen.

Laura wollte die Treppe hinab, als eine Nonne, (es war eben die, welche den Grafen beobachtete,) sie etwas rasch in ein Seitenzimmer zog.

„Kennen Sie den Herrn in der spanischen Tracht, der mit Ihnen tanzte?"

„Nein!"

„Es ist der Graf Bellfiore aus Neapel, welcher mit seiner Braut hier ist. Er sucht Sie zu verführen. Trauen Sie ihm nicht. Er ist ein Treuloser!"

„Ich sah ihn gestern zum erstenmal."

„Sprach er nicht von Liebe?"

„Ja — aber." —

„O! der Verräther! — Lieben Sie ihn?"

„Ich weis nicht — Ihre Hastigkeit — Ihre Fragen." —

„Ich bin seine Braut, ich bin es selbst!"

„Saphira riß, als sie dieses sagte, ihre Larve ab, trocknete Thränen aus ihren Augen und warf sich auf einen Stuhl."

„Wei=

„Weinen Sie nicht, — sagte Laura gerührt, — meinetwegen wenigstens nicht. Mein Stand erlaubt mir nicht an eine eheliche Verbindung mit Ihrem Liebhaber zu denken, und jede andere, verabscheue ich. Und auch ich, bin schon versprochen.“

„Versprochen? — o! sagen Sie ihm das! Nein! sagen Sie es ihm nicht, schreiben Sie es ihm. Reden Sie gar nicht mehr mit ihm. — Können Sie Venedig verlassen?“

„O ja! eine meiner Freundinnen hat ein Landhaus an den Ufern der Brenta, — dahin könnte ich eine Zeitlang gehen.“

„Thun Sie das! — Bestes Mädchen! Sie schenken mir das Leben wieder. Aber — gehen Sie ja dahin. Sagen Sie dem Grafen in einem Briefe, er würde Sie nie wieder sehen. Sie giengen ausser Land — Sie verheuratheten sich. Den Brief, schicken Sie in meine Wohnung.“

Sie

Sie sagte ihr ihren Namen und ihre Wohnung, drückte ihr eine Goldbörse in die Hand, und verlies schnell das Zimmer.

Fortsetzung.

Das Gespräch des Grafen mit dem Ritter, können sich die Leser vorstellen.

Sie wurden den folgenden Tag wieder zum Grafen Lionato gebeten und kaum konnte der Ritter seinen Freund bereden, die Einladung anzunehmen. Er entschloß sich endlich mitzugehen, doch mit der Absicht, Abschied von dem Grafen zu nehmen, vorzugeben, er habe eine dringende Reise nach Genua zu thun; er wollte dann sein Logis verändern, einen andern Namen annehmen und unbekannt seinen Plan ausführen.

Dazu war es aber, wie wir wissen, zu spät.

Der alte Lionato empfieng den Grafen sehr liebreich, und erwähnte nicht das geringste, das Bezug auf einen Argwohn, oder

sonst

sonst einen Vorfall zwischen ihm und Saphiren, gehabt hätte.

Die Gesellschaft wurde nach und nach stärker. Nur Giulio fehlte, der, wie es hies, bei einem Freunde war, dessen Einladung er nicht habe abschlagen können.

Saphira, befand sich wegen einer kleinen Unpäslichkeit auf ihrem Zimmer, auf welches die Mutter unsern Grafen mit viel Artigkeit, zu führen wußte. — Sie wurde zum Spiel gerufen und der Graf blieb mit Saphiren allein.

Man stelle sich die Lage vor, in welcher sich beide befanden! — Nach einer sehr langen Pause, kam es zur Sprache.

Saphira. Ihr Brief Herr Graf, hätte jedes Mädchen, äusserst beleidigen müssen, die anders gedacht hätte, als ich. Ich habe mich Ihnen als Freundin angeboten. Sie nahmen mein Anerbieten nicht an. Aber meine Freundschaft ist zudringlich. Das müssen Sie mir verzeihen, denn ich bin leider

nicht

nicht glücklich gewesen, so sehr es mir auch darum zu thun war, Ihnen zu dienen.

Graf. Ich verstehe Sie nicht. —

Saphira. Sie lieben ein Mädchen, das werth ist von einem so gefühlvollen Manne wie Sie sind, ganz geliebt zu werden.

Graf. Was wollen Sie mir —

Saphira. Sie heist Laura, ist die Tochter eines Advokaten, und wohnt im zweiten Stock des Hauses, al bianco torre gegenüber. —

Graf. Wie?

Saphira. Ich war bei ihr —

Graf. Sie? Gräfin! Sie waren bei ihr?

Saphira. So viel ich für Sie thun wollte, so wenig konnte ich bewürken. Dieser Brief, welchen, wie Sie sehen, auch ihr Vater unterschrieben hat, von dessen Aechtheit Sie sich zu jeder Stunde überzeugen können, wenn Sie ihn selbst sprechen wollen, wird mich rechtfertigen.

Der

Der Graf stund ohne Bewegung vor Saphiren, welche ihm den Brief gab. — Langsam entfaltete er ihn und las:

Herr Graf!

„Die Bitten Ihrer Freundin, Ihr Zu„stand, den sie mir so lebhaft schildert, rüh„ren mich äusserst, aber was kann ich für „Sie thun? Gewiß, Sie schätzen und ehren „die Tugend und diese ist meine Vertheidige„rin. Ich liebe und werde geliebt. Mor„gen ist der glückliche Tag meiner Verbin„dung und ich verlasse Venedig auf immer. „Werden Sie glücklich und fühlen Sie den „Werth der zärtlichsten Liebe in den Armen „einer liebevollen Gattin, wie ich die Grösse „meines Glücks, in den Armen meines Gat„ten empfinde.“

Der Graf ergriff stillschweigend Saphirens Hand und küste sie. Er wollte das Zimmer verlassen, aber sie hielt ihn zurück.

Saphira. Nur noch eine Frage: Können Sie mir verzeihen, daß ich so voreilig war?

Graf. O! Saphira! wenn Sie wüßten, wie sehr mich Ihr edles Betragen demütiget!

Saphira. Nichts mehr davon. — Haben Sie Briefe von Ihren Eltern bekommen?

Graf. Nein.

Saphira. In wenig Tagen, werden sie hier seyn.

Graf. Hier?

Saphira. Lassen Sie sich nichts davon merken, daß ich es Ihnen gesagt habe. Sie sollten überrascht werden. — Werden Sie künftig heiter seyn? Ach! ich möchte Sie so gern recht vergnügt sehen!

Graf. Saphira! wollen Sie mich auch glücklich sehen?

Saphira. So glücklich, als Sie es nur werden können.

Graf. So nehmen Sie mich wieder in Ihrem Herzen auf.

Saphira. Ach! da sind Sie geblieben! — Aber ich? —

Graf. Beschämen Sie mich nicht zu sehr!

Saphira fühlte sich von seinem Arm umschlungen, ein süsses Gefühl durchbebte ihr Herz, aber sie zitterte, wenn sie bedachte, wie sie diesen Preis errungen hatte.

Beschluß.

Der Graf war den folgenden Morgen heiterer als an den vorhergehenden Tagen. Er überdachte das Grose, welches in Saphirens Handlung zu liegen schien und erwartete den Ritter sehnlich, der noch nicht aufgestanden war, um ihm den ganzen Vorgang mitzutheilen.

Pasquala trat ins Zimmer.

„Guten Morgen Herr Graf! Sie sind mir ein flüchtiger Liebhaber! Gestern noch

bis über die Ohren verliebt, und heute lassen Sie Ihre Schöne mit einem andern durchgehen" —

Der Graf welcher glaubte, Pasquale spreche von Laurens Bräutigam, beantwortete seine Anrede blos mit einem Achselzucken und sagte: „was kann man machen!"

„Freilich — fuhr Pasquale fort — ist's Ihr guter Freund" —

„Wer?" fragte der Graf, und wurde aufmerksam.

„Je nun — der junge Graf Lionato" —

„Giulio?"

„So heißt er ja! Warum thun Sie denn so fremd?" —

„Rede! ich bitte Dich, rede! Was will Giulio?"

„Was er will? — Hm! das werden er und Sie am besten wissen. So viel ist aber gewiß, daß er mehr Routine in dem Stück hat, als Sie. Er fängt das Ding beim rechten Ende an. Gestern traktirte er

den

den Vater, machte den alten kirre, und heute verspricht er ihm seine Tochter zu einer Freundin zu begleiten, die ein Landhaus am Ufer der Brenta besizt. — Er wird sie schon wohin bringen" —

„Teufel! — So bin ich teuflich hintergangen. O! du heimtückische Schlange! — Ist das wahr, was Du sagst?"

„Herr Graf, so müssen Sie mir nicht kommen! Für jedes Wort, das ich sage, stehe ich mit meinem Blute. Donner und Wetter, Herr! Sie müssen mich für keinen Windbeutel ansehen!" —

„Sag — glaubst Du, daß wir ihnen auf die Spur kommen" —

„Wenn wir meinen Gevatter den Gondolier anträfen, der sie fortgeführt hat, wär's wohl möglich. Sonst nicht, — Aber Herr Graf — in jeden Fall gehts wieder über Ihre Zechinen her, denn sonst reden die Kerl

 nicht,

nicht, sagen Ihnen ein Bonmot *) und damit ist die Sache abgethan." —

„Es koste was es will!"

„Nun das ist ein Wort, das sich allenfalls hören läßt."

„Und Du, bekömmst wieder zwanzig Zechinen von mir, wenn Du mich dahin bringen kannst, wo sie sind."

„Ich stecke mich in Ihrer Livrée. — Einige Terzerols, ein paar Dolche habe ich bei mir — und Ihren Degen, will ich in die Gondel zu praktiziren suchen **). — Die Gon-

*) „Es giebt, (sagt Pabst Klemens in seinem Schreiben an den Abt Ferghen,) fast nicht einen Venetianer, der nicht die Gabe der Beredsamkeit besäße; man hat ganze Sammlungen von witzigen Einfällen der Gondelirer, voll des pikantesten Salzes: il popole non é sempre popolo."

**) Es ist nemlich bei Todesstrafe untersagt, in Venedig zur Zeit des Karnavals Waffen zu führen. Man sucht sie daher auf alle mögli-che

Gondel besorge ich, denn es muß uns ein Bekannter von mir führen, sonst geht das Ding schief. — Halten Sie sich fertig. Eine Livrée her! in einer halben Stunde, hole ich Sie ab.

Pasquale hielt Wort. Der Graf stieg mit ihm in eine Gondel. Seine Bewegungen waren fürchterlich.

„Lustig ist's, sagte Pasquale, daß mich das Glück gerade zu dem Gondelir geführt hat, der den Graf mit der Schönen nach einem Hause gebracht hat, das einem Bekannten des Grafen gehört. Er bringt uns auch dahin. Aber es kostet sechs Zechinen. Genauer, konnte ich nicht akkordiren."

„Hier ist Geld, bezahle ihn, wenn wir aussteigen."

che Art zu verbergen, wenn man welche nöthig hat, daß die Sbirren (Häscher) sie nicht gewahr werden.

Sie kamen an das Haus, wo sich Giulio mit Lauren befand. Sie stiegen aus. — Ein Bedienter wollte ihnen den Eintritt in das Haus verwehren, Pasquale wuste ihm aber ein paar so kräftige Worte ans Herz zu legen, daß er sich nicht getraute, fernere Weitläuftigkeiten zu machen.

Der Graf schlich sich in den Garten, wo sie Giulio und Laura der Aussage des Bedienten nach, in dem Lusthause befanden. Er kam unbemerkt an die halboffene Thür und hörte reden.

„Lassen Sie mich, Herr Graf! [sagte Laura weinend. — Wie können Sie Ihr Betragen rechtfertigen? Sie wollten mich vor den Verführungen des Grafen Belfiore sichern, wie Sie sagten, und wagen es selbst, mir entehrende Anträge zu thun. Sie haben meinen alten Vater bethört, versprachen mich sicher zu meiner Freundin zu bringen, und brachten mich hieher. Es ist schändlich, daß

Sie

Sie mich armes, wehrloses Mädchen zu betrügen suchen. Ich habe nichts als diese Thränen mich zu vertheidigen, und Sie wollen meine Unschuld morden!"

„Närrchen! antwortete Giulio; was hilft Dir all der Schnickschnack? ergieb Dich gelassen in Dein Schicksal. — Ich will Dich ja bezahlen" —

„Ich bin arm, aber immer reich genug, Ihr elendes Metall zu verachten!"

„Noch einmal in Güte, sträube Dich nicht, denn es ist unnütz, und ich brauche Gewalt, wenn Du Dich nicht gutwillig ergiebst!"

„Gebrauche sie — erwarte aber alles von meiner Wut!"

Giulio warf das weinende Schlachtopfer seiner zügellosen Leidenschaft nieder. Laura schrie, bat, flehte, weinte; alles war umsonst. Giulio lachte ihrer Drohungen,

gen, und kränkte sie mit den frechsten Reden.

Jezt riß der Graf die Thür auf und sprang mit gezogenen Degen in den Saal. Ausser sich vor Wut, schrie er:

„Fürchte alles von mir, niederträchtiger Bube!“

Giulio sah kaum den Grafen hereinstürzen, als er sich aufrafte, einen Dolch zog, und ehe es der Graf verhindern konnte, Lauren einige Stiche versezte. Er sprang davon. Der Graf warf sich auf Lauren, suchte ihren fliehenden Geist zurück zu halten, und bemühte sich, wiewohl vergebens, das Blut ihrer Wunden zu stillen. Ein Stich hatte ihr Herz getroffen, sie konnte nicht mehr sprechen. Sterbend lächelten ihre Blicke dem Erretter ihrer Unschuld Dank, und er küste ihre sterbenden Lippen.

Pasquale sprang herbei.

„Ret=

„Retten Sie sich Herr Graf! — der junge Lionato kömmt mit den Sbirren!“

Er riß ihn mit sich fort. — Der Graf nahm die Rose vom Busen der verblichenen Laura und eilte mit Pasquale davon.

Die Szene ist im Kloster.

In dem stillen Ferrara machte der Graf seine Kostbarkeiten zu Gelde, belohnte den treuen Pasquale für seine Dienste, lies ihn gehen, schrieb seinen Vater den Verlauf der ganzen Begebenheit uud fügte einen Brief an Saphiren bei, dessen Inhalt man nicht erfahren hat. Er gieng hierauf tiefer in das Land, in die schöne, weite Einöde, so still und schweigend, wie das Grab des unsterblichen Sängers Ariosto. — Hier liegt ein Franziscanerkloster, in welches sich der Graf begab, und sich in die Zahl der Mönche aufnehmen lies.

Wenn er ausgeschickt wurde etwas für sein Kloster zu sammeln, sich unter einen Baum warf, und sich zu seiner Laura sehnte, da schien sie ihm in höherer Lichtgestalt zu erscheinen. Er hielt ihr die Rose entgegen, und seufzte: „ach! nimm mich zu dir, Engel!"

Der Prior des Klosters, ein Mann den das Schicksal lange auf der ungestümen See des Lebens herumgetrieben hatte, bis er einen Port in dem Kloster fand, wo er sicher war vor den Stürmen des Unglücks, war sehr gütig gegen den leidenden Bruder Paolo, (so wurde der Graf im Kloster genannt,) und betrachtete ihn oft mit stiller Rührung.

Einst als sie beide die Abendkühle zu geniesen, in den Klostergarten wandelten, näherte sich der Prior dem Grafen, und drückte ihm freundlich die Hand.

Prior. Ein düstrer Gram wüthet in Deinen Innern. Ich kenne diese Lage, denn

auch

auch ich fühlte die schrecklichen Launen des Schicksals in aller Schwere. Kann es Dir Erleichterung verschaffen, Deinen Schmerz in den Busen eines Freundes auszuschütten, so hast Du ihn gefunden. Ich will mit Dir Deinen Gram theilen und Dich brüderlich trösten.

Paolo. Ich bin sehr unglücklich! —

Prior. Und ein Freund, naht sich Dir?

Der Unglückliche, fühlte das ganze Gewicht dieser Worte, benezte die Hand des Priors, küssend, mit seinen Thränen, und entdeckte ihm die Ursache seiner Traurigkeit.

Prior. Deine Erzählung hat mich sehr gerührt, aber höre morgen von mir, wenn wir uns hier wiedersehen, die Geschichte meines Lebens und lerne von mir Dein Leiden standhaft ertragen. Du hast nicht mit dem Kummer gerungen mit dem ich ringen muste, und so bedauernswürdig auch Dein Schicksal

ist,

ist, so ist es doch nicht so schrecklich, als das meinige!

Die Betglocke rufte sie in die Kirche. Sie trennten sich, und eine Thräne zitterte in dem Auge des freundlichen Greises.

Gegen Mittag des folgenden Tages, wurden Fremde gemeldet. — Der Prior gieng, sie zu empfangen. — Der Graf hörte seinen Namen nennen und sein Vater stand mit offenen Armen, ehe er sich's versah, sprachlos vor ihm. — Er drückte ihn mit dem Ausdruck des heftigsten Schmerzes an seine Brust und jammerte laut.

Paolo wurde in den Saal geführt. Seine Mutter und der Ritter kamen ihm entgegen. Keines vermochte ein Wort zu reden. Der Prior gieng bewegt auf und ab. — Endlich kam er näher.

„Junger Mann, sagte er, der einzige Sohn eines gebeugten Vaters, der einzige

seines

seines berühmten Stammes — lesen Sie nicht die gerechten Wünsche ihrer Eltern in ihren jammervollen Blicken? Ihr Herz muß Sie an Ihre Pflichten erinnern. — Sie haben noch nicht Profeß gethan. Die Rückkehr in die Welt, steht Ihnen noch offen. Erfüllen Sie die stummen Wünsche Ihrer Eltern, ehren Sie die heiligsten Banden der Natur, geben Sie ihnen den verlohrnen Sohn wieder. Erfüllen Sie Ihre Pflichten als Kind, als Bürger des Staats, und werden Sie glücklich, da Sie so sehr verdienen es zu seyn.

Der alte Graf drückte dem Prior die Hand. —

„Mann! ehrwürdiger Greis! sagte er Gottes Engel spricht aus Ihrem Munde. Diese Thränen eines gebeugten Vaters, sind Perlen in Ihr himmlisches Diadem, — Ich fühle es — ja! Ihre Worte geben mir meinen

nen Sohn wieder, und Gottes Seegen wird über meinem Hause schweben."

„Ja! mein Vater! ich folge Ihnen!" sagte der Graf, und seine Mutter schlang weinend ihre zitternden Hände um seinen Hals.

Der Vater beschenkte das Kloster reichlich, der Prior küßte den Grafen zärtlich, und segnete ihn. — Er wurde in den Wagen gebracht, und folgte seinen Eltern auf eins ihrer Güter unweit Neapel.

Zwei-

Zweites Buch.

Die Liebe die euch rührt ist durch den Wahn
geboren
Der nie sein Meister wird. — —

Opitz.

Die Rose kömmt wieder in Frauenzimmer Hände.

Der Graf überlies sich auf dem Lande einer stillen Melancholie, die bis an sein Lebensende nicht von ihm gewichen seyn soll. Er verheurathete sich standesmäsig, und war nicht glücklich in seiner Wahl.

Die Rose die er von dem Busen der sterbenden Laura nahm, die seine Gefährtin vor seiner Verheuratung, auf allen seinen einsamen Spaziergängen war, blieb einst unter einem Baume liegen, wo er gesessen und sich stillen Betrachtungen überlassen hatte.

Er vermißte sie, als er nach Hause kam, — gieng den Weg zurück auf welchem er sie verloren zu haben glaubte, suchte sie allenthalben, und fand sie nicht. Der Verlust derselben schmerzte ihn sehr; er sezte einen Preis von zehn Dukaten für denjenigen

aus, der ihm die Rose wieder brächte, aber er bekam sie nicht wieder.

Eine junge Bäuerin, die von dem ausgesezten Preise nichts hörte, fand sie, steckte sie auf ihren Strohhut, und brachte sie in ihr Dorf, wo ihr dieselbe von der Kammerjungfer ihrer Dorfherrschaft, für eine Kleinigkeit, abgekauft wurde.

Die Rose kam also zum zweitenmal in die Hände einer Kammerjungfer.

Rosette weinte, und gieng auf Reisen.

Diese Kammerjungfer, (sie hies Rosette,) konnte der schönen Luise, ihrer Kollegin, die wie wir wissen, jezt einen Pfarrer mit ihrer Schwanenhand beglückt hat, keineswegs den Preis der Schönheit streitig machen, und hätte eine Eris einen Apfel unter sie geworfen, wer auch ihr Paris gewesen wäre, Luise hätte ihn bekommen. Wann aber gleich Rosette nicht so schön war, wie Luise, so

so hatte sie doch, ein eben so zärtliches Herz, und verstund sich auf Mimik, troz einer theatralischen Soubrette in allen fünf Welttheilen.

Ihre gnädige Frau, lag in moralischer und physischer Rücksicht, um hundert Prozent höher in Assekuranz, als ihr gnädiger Herr, und es war ein wahrer Jammer, ein Weib von dem vortreflichsten Herzen, von eben so viel Schönheit als Geist, an einen Mann verheuratet zu sehen, der zu allen ihren Vollkommenheiten Belege von Unvollkommenheiten lieferte. Sie dachte gut und edel, er nicht, sie war barmherzig, er grausam, sie war die Sanftmut selbst, er polterte beständig im Schlosse herum, sie hatte Verstand, er, hatte keinen, sie war freigebig, er, geizig und filzig, sie war schön, und er, ein Mann dessen zusammengeschobener Physionomie Lavater ein eigenes Kapitel gewidmet haben würde, wenn er sie gesehen hätte. Um seine Vortreflichkeiten zu krönen, war er so ausgezeichnet ei-

ſerſüchtig, daß ſeine Eiferſucht ans Lächerliche grenzte. Freilich war er ſich ſeiner Schwächen gar ſehr bewuſt, aber der liebe Mann hätte unter dieſen Aſpekten keine Frau wie die ſeinige, heuraten ſollen. Sie mochte einen Mann ſehen, wo ſie wollte, ſo war er liebenswürdiger, als der ihrige, und wenn's einmal zu Vergleichungen kam, ſo verlor er ſchon bei der erſten ſo viel, daß ihm für die lezte, gar nichts übrig blieb.

Dieſer in jedem Betracht armſelige Baron, ſchleppte ſeine Frau auf das Land in ein altes Schloß, weil er ihr keine beſſern Geſichter in der Reſidenz als das ſeinige, zu ſehen vergönnen wollte, welches aber doch ſchlechterdings unmöglich war. — Er erſpahrte durch ſeinen Auffenthalt auf dem Lande, einen Gärtner, und brauchte einen Tagelöhner weniger, weil er ſich in das Amt beider, gar wohl zu ſchicken wuſte. Dadurch gewann er jährlich wenigſtens, zwanzig Zechinen, und weil er ſeine Gartenfrüchte

ſelbſt

selbst nach Neapel brachte und sie selbst verkaufte, so konnte er in diesem Punkte, nicht betrogen werden: überdies, hatte er noch das Vergnügen, zuweilen einen Käufer zu prellen; welches er mit Entzücken niemals zu erzählen vergas.

Daß sich die Frau Baronin in keinem Rosengarten befand, läßt sich denken. — Von ihrer mißlichen Lage suchte ein junger, artiger Mann in der Nachbarschaft zu profitiren, welchen sie freilich lieber als ihren Herrn Gemal, den Krautjunker sah. Rosette trug die Briefchen zu. Der Herr Baron kam hinter den Spas, sperrte seine Frau ein, und jagte die willige Postmeisterin und Bestellerin der zärtlichen Depeschen, aus dem Hause. Durch diesen Zufall profitirte er ein halbes Jahr Dienstlohn, welches er als Strafgeld für die begangene Felonie an seinen Eherechten, der schönen Rosette inne behielt. Hierüber pflegte er gar sehr zu kurzwei-

len, und freute sich, daß der Zufall selbst, zum Besten seiner Kasse konkurrirte.

Rosette weinte, und gieng auf Reisen.

Fließendes Blut.

Die Rose gieng mit Rosetten auf Reisen, aber weder diese noch jene, führte ein Reisejournal, und man weis auch nicht, auf welche Art die Reise bis nach Neapel gemacht wurde. Genug in Neapel kamen sie an.

Rosette suchte eine Tante auf, deren Mann ein Wundarzt war. Aber der Himmel hatte lange keine Bein- und Armbrüche bescheert, und die Kunst des Herrn Onkels, gieng, wie die, des Malers Konti, nach Brode, und zwar, ein wenig stark. — Die Tante machte der Nichte Vorwürfe, ertheilte ihr, als sie ihr die Ursache ihrer Dienstentlassung erzählt hatte, das Prädikat Kupplerin, und führte sie nach der Hausthür.

Rosette, die Rose am Busen, weinte und begab sich weinend auf den Platz, wo eben das Blut des heiligen Jannuarius fliessend gemacht wurde, indeß das ihrige, gewiß weit fließender als jenes war *) nicht der Priesterwärme, und keines chemischen Kunststücks bedurfte, um es in den Fluß zu bringen.

Ein Freund und Geld.

„Gott und die heilige Jungfrau, sey gelobt! das Blut fließt;“ schrien die Zuschauer freudig, und Rosette weinte, ob gleich ihr Blut in rollender Bewegung war.

Sie weinte aber nicht umsonst. — Ein junger Engländer, der sich eben in Neapel auf-

*) „Viva S. Gennaro, & S. Giambatista! ma io so, che non 'c'é altro Saugue che possa bollire ancorá dopo morte, che quello delle monache;“ sagte eine Klosterfrau bei Gelegenheit, des fließenden Blutes des H. Jannuar. S. Reisen in verschied. Länder von Europa, rc. Leipz. 1778 1. Th. S. 306.

aufhielt, jezt das Blut des heiligen Januars wollte fließen sehen, und sich von seinem Wirth und jeder Korteggiana die ihm nahe genug kam, Mylord schelten lies, sah Rosetten weinen, und wurde aufmerksam.

Ein weinendes Frauenzimmer, hat mehr Prärogative, sagt man, als ein lachendes; und ich glaube man hat nicht ganz unrecht. Der so genannte Mylord, der auch Edmund hies, machte auch die Bemerkung, ich weis aber nicht, ob zum erstenmal, oder nicht.

Er trat näher, faßte die rechte Hand der Weinenden, drückte sie sanft, sah ihr bewegt ins Magdalenengesicht, und sprach:

„Warum weinen Sie, schönes Kind?“

„Ich bin sehr unglücklich!“ antwortete Rosette und schlug die Augen nieder.

„In der Liebe unglücklich?“

„Ich bin in einer schlimmen Lage.“

„Wie so?“

„Ich

„Ich bin Dienstlos und habe weder Freunde noch Geld.“

„Ich will Ihr Freund seyn, und hier ist Geld.“

Er drückte ihr sechs Zechinen in die Hand, als er das sagte.

Rosette wollte das Geld nicht annehmen.

„Ich logire im rothen Kreuz, Nummer zwei,“ sagte er, und gieng.

Rosette weint wieder.

Rosette sah die sechs Zechinen an, und die Quelle ihrer Thränen, fieng an zu vertrocknen. Ein Beweis, daß Geld der beste Thränendamm seyn mag.

Die Worte des Gebers der Zechinen:

„Ich logire im rothen Kreuz,“

wurden nun der Gegenstand ihres Nachdenkens. —

„Das heist soviel, sprach sie bei sich selbst, wenn die sechs Zechinen verzehrt sind, so können

nen

ven Sie zu mir kommen und mehr Geld holen, ich logire im rothen Kreuz. — Das wollte er damit sagen. Aber ich, werde nicht in das rothe Kreuz gehen, denn es wär doch gar zu unhöflich, nach einem Allmosen von sechs Zechinen, sich noch mehr Geld auszubitten, oder vielmehr zu erweinen."

Aber ich wette, sie kommentirte die Worte des Zechinengebers eben nicht richtiger, als Magister *** die Worte der sieben Engel in der Apokalypse, und eben so einseitig, als Se. Maj. Krösus, die Worte des bekannten Orakels während seines Feldzuges.

Rosette sah die sechs Zechinen an, die in ihrer flachen Hand lagen, und sah sie zum leztenmal.

Ein Kerl lief vor ihr vorbei, jubelte und freute sich, daß das Blut des heiligen Januars floß, und Rosettens Zechinen verschwanden so schnell, wie dieser lärmende Beutelschneider, der sich so eilig unter das Volk zu mischen wuste, daß unsre Schöne noch nicht

von

von ihrem Schreck zu sich gekommen war, als er vielleicht schon einen zweiten glücklichen coup, gemacht hatte.

Da weinte Rosette wieder.

Ein Vorschlag.

„Warum weinst Du, liebes Kind?“ fragte eine ehrwürdige Matrone, die gekommen war, das flüssige Blut des Schutzheiligen der Stadt zu sehen, eine fromme Frau, die täglich einige Messen besuchte und zwieer in der Woche zu fasten pflegte.

Rosette erzählte ihr nicht nur die Ursache ihres Weinens, sondern sie schilderte ihr auch ihre mißliche Lage.

„Bei gesunden Gliedern, und einer artigen Leibesgestalt, sagte die Alte, ist noch kein Mädchen Hungers gestorben, also wirst Du auch nicht verhungern. — Ich habe die Ehre einen artigen, französischen Kavalier zu kennen, der eben ein hübsches Mädchen zur Unterhaltung sucht. Seine Bedingungen

sind

sind sehr annehmlich. Wenn Du Dich erkenntlich gegen mich erzeigen willst, will ich Dich ihm empfehlen."

„Ich bin arm, sagte Rosette, aber tugendhaft!"

„So kannst Du verhungern liebes Mädchen, denn die Tugend wirft heut zu Tage schlechte Renten ab. — Behüte Dich Gott, und die heilige Jungfrau!"

Sie gieng, und Rosette sah ihr mit nassen Augen nach.

Eine milde Gabe.

„Platz! Platz gemacht! — schrie ein vierschrötiger Kerl in Livree, und drängte die Leute auseinander. — Der sehr edle Marques de Sousa Abego de Kastilla de Torre Vega de los Terrenos de la Porta, Grand der ersten Klasse aus Spanien, hat sich das Vergnügen gemacht zu Fuse hieher zu kommen, das Blut des Heiligen Jannuarius fließen zu se-

hen,

hen, und will zu Fuse wieder in sein Hotel zurückgehen."

Der Marques kam mit Pagen und Bedienten, mit Mohren und Laufern umringt stolz einher, sah herüber und hinüber, und wurde Rosetten mit nassen Augen gewahr.

„Halt! schrie er, wendete sich zu einem Pagen und sagte: Manuelo! sag dem weinenden Mädchen, ich sey der Tröster der Verlassenen, ich pflege mich der Wittwen und Waisen zu erbarmen; frag sie was ihr fehlt? und sage mir es wieder, damit ich ihr helfen kann."

Der Page fragte Rosetten um die Ursache ihrer Thränen, und erhielt eine Antwort, die er den Marques zubrachte. —

Alsobald kam der Page wieder und sagte:

„Der sehr edle Marques de Sousa Abego de Kastilla de Torre Vega de los Terrenos de la Porta, Grand der ersten Klasse aus Spanien,

nien, läßt Dir sagen, Du sollst nicht mehr weinen, und sendet Dir eine milde Gabe."

Der Marques gieng weiter und Rosette wickelte aus dem Pappierchen, welches ihr der Page gegeben hatte, eine Viertelszechine.

Rosette steckte die milde Gabe zu sich, gieng in die Kirche des heiligen Sebastiano, und hörte eine Messe.

Verdoppelte Schritte.

Man kann eine Messe hören, wie allen meinen katholischen Leserinnen so gut wie mir selbst wird bekannt seyn, man kann andächtig seyn, und doch auch vernehmen, was jemand hinter uns spricht.

Rosette hörte hinter sich sagen:

„Wer mag sie wohl seyn?"

Sie stieg auf, und sah daß zwey junge Herren hinter ihrem Rücken ihre Andacht gehabt hatten, die sich nach dem „ite! missa

est!

est!" des Priesters, mit Rosetten zugleich erhoben, und ihr folgten.

Sechs Schritte von der Kirche, gieng der eine dieser beiden Herren, in ein Weinhaus, der andere aber, folgte Rosetten.

In dem Durchgange des palazo di Duca San Severino, näherte sich der junge Herr unsrer verwaisten Heldin, und lispelte ihr ein:

„Madonna cara mia!" zu, indem er ihre Hand ergriff und sie sanft drückte.

Rosette mochte ihn wohl verstehen, aber sie wollte ihn nicht verstanden haben, machte sich los, und verdoppelte ihre Schritte. Der junge Herr verdoppelte seine Schritte gleichfalls, und so kamen sie also beide mit verdoppelten Schritten, auf die allgemeine Promenade.

Die Promenade.

Die Promenade — man erzeigt einem doppelten Sandweg, der auf beiden Seiten mit

Bäu=

Bäumen besezt ist, und um die Stadt herum=führt, die Ehre, ihr diesen Namen zu geben — ist der Sammelplatz aller Müssiggänger und Spaziergänger.

Freudenmädchen und Dichter, Kaufmannsdiener und Kaufleute, Gelehrte und Künstler, Buchhändler und Nachdrucker, Soldaten und Handwerker, Koketten und Prüden, Narren und Weise, gehen hier auf und nieder, ab und zu; um zu sehen, und gesehen zu werden.

Hier wird mit christlicher Milde für die Verbreitung jeder Stadtneuigkeit gesorgt, und jeder neue Kopfputz erhält hier seine Schauträgerinnen, erhält Bewunderer und Nachahmerinnen.

Jeder Laffe, der sich in seiner Drapperie brüstet, (das Beste an ihm!) zeigt hier den Vorübergehenden, daß seine Rocktaille etliche Zoll tiefer oder höher geworden ist, daß die Knöpfe bei den Achseln oder an der Wade paradiren, auf welchen mythologische Figuren

pran=

prangen; deren Beziehung, ihm chinesische Schriftzeichen, Charaktere der philosophischen Sprache *) sind. — Er hat sie gekauft, hat sie bezahlt oder nicht; das ist gleichviel, sie sind mode. Die Mode ist eine Tirannin des Verstandes:

„Le monde est fait pour les tyrans.“

Der seinige ist fort und seinetwegen steigt kein Astolfo in den Mond sein Verstandfläschgen zu holen, um gelegentlich auch sein eigenes zu finden. Der ganze Mensch, ist keinen Glasscherben werth, und so gar sein Unverstand scheint selbst an dem Sammelplatze des Unverstandes, Kontreband zu seyn.

Die Zungen sind nicht weniger auf der Promenade bei Neapel, in Bewegung, als die Füsse. Augen und Hände finden hier ihre

*) Ueber diese lingua oculorum, schrieben Kalmar und Murr. S. Journ. zur Kunstgeschichte und allgem. Litteratur. IV. Th. S. 151 f. f.

re Rechnung, und der Spaziergang dient zu manchen verabredeten und nicht verabredeten Rendezvous.

Ein italiänischer Schriftsteller nennt sie: die Schlachtschüssel der Spaziergänge.

Auf dieser Promenade, befand sich Rosette, und sezte sich auf einem hölzernen Kanapee nieder, indem ihr Begleiter nicht ermangelte, sich zu ihr zu setzen, und sie so stark zu fixiren, als der Graf de la Motte, die unglückliche Mlle. d'Oliva, in den Gärten bei Palais royal.

Ein Antrag wird verworfen.

Nach einer langen Pause, sagte der junge Herr:

„Sie gefallen mir, schönes Kind. Ich habe eine Tante, der Sie auch gefallen werden, und wenn Sie sich es bei ihr wollen gefallen lassen, so werden Sie sich in einer Lage befinden, die Ihnen gewiß gefallen wird.“

Ich

„Ich verstehe Sie nicht!“

„So will ich mich deutlicher erklären. Meine Tante hat mehrere junge Mädchen bei sich, und sie befinden sich so wohl, daß sie jährlich, ohne großen Schaden, von ihrem Gelde, dem Fort eine Bastei *) schenken könnten. — Nun werden Sie mich wohl verstehen?“

*) Bei Kaiser Karl V. beklagten sich die Freudenmädchen der Stadt Neapel, daß der damalige Vizekönig, ihnen eine enorme Abgabe auferlegt habe. Sie hatten einige der schönsten Freudenschenkerinnen ihres fröhlichen Zirkels zu Ambassadricen erlesen, welche dem Kaiser die Not des ganzen Häufleins mit viel Energie vortrugen, und um Minderung ihrer Schatzung baten. Im Fall einer gnädigen Erhörung versprachen sie eine Bastei des Fort St. Elmo, welches eben damals befestiget wurde, auf ihre Unkosten erbauen zu lassen. Der Kaiser nahm ihr Anerbieten an, sie wurden niedriger in Steuer genommen, und liesen das Wappen ihrer Zunft auf einige Steine der Bastei graben, welches noch zu sehen ist.

„Jetzt verstehe ich Sie. Ich bin Ihnen für den Antrag, und für die Sorge wegen meines Unterkommens, sehr verbunden; aber — verzeihen Sie! — ich kann das Anerbieten nicht annehmen.“

Sie stund auf und gieng. Der junge Herr lachte laut auf, und folgte ihr nicht.

Kuß und Rose.

Ein Stück von den neapolitanischen wöchentlichen Anzeigen, welches vermutlich jemand verloren hatte, sagte Rosetten daß eine vornehme Dame eine Kammerjungfer suche.

Sie produzirte sich nach eingezogener Erkundigung, sogleich bei dieser vornehmen Dame, einer verwittweten Gräfin, und wurde von ihr in Dienste genommen.

Die Gräfin, etliche funfzig Jahr alt, war die Stadtkronik von Neapel, und wer ihr Neuigkeiten zutragen konnte oder wollte, fand immer offene Thüren und Tafel bei ihr.

Daher

Daher war ihr Haus ein Sammelplatz von Müssiggängern und Betschwestern, die sich um die Wette beeiferten, Neuigkeiten zu referiren und anzuhören. In diesem Klubb, verlor mancher Mensch Kredit und guten Namen; Da wurden liaisons geschmiedet, und Reden gehalten, als nimmer in den Sitzungen der bunten Nationalversammlung in Paris.

Während diesen Sessionen, trug Rosette Limonade für die jüngern, und Schokolade für die ältern Mitglieder dieses feinen Klubbs auf, und während dieser Verrichtung, machte ein junger Gazettenschreiber, der die Ehre hatte, Mitglied und Sekretär dieser eximen Gesellschaft zu seyn, die Bemerkung, daß Rosette artig sey.

Einst schickte die Gräfin ein Billet durch Rosetten an den Gazettenschreiber. Der Drucker wartete eben auf die Ausfüllung eines Blatts. Rosette kam, sogleich endigten etliche Federzüge den

schweren Friedenstraktat einiger Nationen, der Drucker wurde abgefertigt, das Billet der Gräfin wurde gelesen und die artige Iris wurde ersucht, sich niederzulassen.

Das Billet war gelesen und beantwortet. Rosette wollte gehen, aber der verliebte Gazettenschreiber, hielt sie zurück und that ihr eine förmliche Liebeserklärung. Rosette wollte sie nicht annehmen. Der Gazettenschreiber, der vermöge seines Gewerbes, das Aufdringen gewohnt war, drang ihr aber dieselbe ganz artig auf, und steckte ihr mit viel Feinheit einen Ring an den kleinen Finger ihrer rechten Hand.

„Dies sey das Unterpfand meiner Erklärung, sagte er. Und von Ihnen, reizende Gebieterin meines Herzens, bitte ich mir ein kleines Gegenpfand aus.“

„Und das ist?“

„Diese Rose die so stolz sich an Ihrem göttlichen Busen bläht, und einen Kuß von Ihren Rosenlippen.“

Ro=

Rosette gab ihm die Rose, und zwei Küsse nahm er sich selbst.

„Ach! seufzte er wonnetrunken; meine Seele schwebt auf meinen Lippen!“

Rosette gieng und lies ihm einen vielsagenden Blick zurück, der sich tief in sein schwer verwundetes Herz grub.

Verlust im Gedränge.

Die Rose erhielt unzähliche Küsse, besonders der Stiehl derselben, der mit beneidungswerther Erlaubniß, eins der schönsten Fleckchen an Rosetten berührt, und dort eine Wärme erhalten hatte, welche den Einfluß des konzentrirten Feuers mit elektrischer Allgewalt, auf den verliebten Gazettenschreiber, unbeschreiblich stark, erhöhte.

Er war von der Frau Gräfin beordert worden, auf einen Maskenball zu gehen, um ein paar liebende zu beobachten und Novitäten einzusammeln. Er hatte versprochen diesem Befehle nachzukommen. — Er wählte

die Tracht eines Gärtners, steckte die Rose, an den Busen, verlor sie in einem Gedränge, welches ein Heer Policinellen machte, und muste froh seyn, daß er nicht erdrückt wurde.

Die Rose erhält einen schönen Plaß.

Ein Kommödienschreiber, der in Harlekinstracht einher sprang, fand die Rose und nahm sie mit nach Hause, um den folgenden Tag seiner Geliebten, der Aktrise, welche die Kolombine spielte, ein Geschenk mit derselben zu machen.

Leandro, so nennte sich der dramatische Dichter, kam zu der Signora Rosibella; so hies die Kolombinenspielerin, als diese eben von der Probe kam. Sie hatte ihren rosenfarbenen Humor in der Garderrobe gelassen, wo ein heftiger Aktrisenstreit ihr denselben geraubt hatte.

Rosibella. Stellen Sie sich vor! das unverschämte Thier, unsere prima donna,

na, sagte mir diesen Morgen mit unbeschreiblicher Effronterie ins Gesicht, ich hätte ihr vorgestern Abend, ihre Hauptszene mit dem primo amoroso verdorben.

Leandro. Und wie so?

Rosibella. Während sie ihre ganze Kunst aufgeboten habe, das Publikum für sich und die Szene zu interessiren, hätte ich mit dem Arlechino so viel lazzirt, daß das Publikum gar nicht auf sie gemerkt und gesehen habe. — Sagen Sie mir nur, wer wird denn nach der steifen Närrin sehen? Ich habe in meinem ganzen Leben, keine unbehülflichere Liebhaberin als diesen Haubenkopf gesehen. Sie steht ja da, wie eine Statue, und das Publikum, möchte bei ihren schmelzenden Szenen sich tod gähnen.

Leandro. Ja wohl! Sie sieht beständig aus, wie eine Büste der Niobe.

Rosibella. Und reißt den Mund auf, wie der marmorne Wallfisch zu St. Paul, der den Profeten Jonas verschlingen will.

Leandro. Und trippelt herum, wie eine Eiertänzerin mit verbundenen Augen.

Rosibella. Und spreizt die Arme wie Floßfedern von einander.

Leandro. Und macht struppirte Wendungen, wie eine Bachantin.

Rosibella. Und krümmt und wendet sich, wenn sie innere Empfindungen ausdrükken will, wie eine Rosannische Kopie des Laokon.

Leandro. Und gackert, wie eine Henne, die ein Ei legen will.

Rosibella. Und zieht sich an, wie eine verunglückte Putzmacherin eine Weihnachtspuppe.

Leandro. Und verdreht die Augen, als wenn sie beständig im Todeskampfe läg.

Rosibella. Und fällt zusammen, wie ein Taschenmesser.

Leandro. Und kreuzt mit dem Schnupftuche in der Luft herum, als wenn sie Signalflaggen aufzustecken hätte.

Ro=

Rosibella. Und sieht aus, wie Parmesankäse und rothe Eier.

Leandro. Ihr Spiel, ist unter aller Kritik.

Rosibella. Wie sie selbst!

Leandro. Die schöne Rosibella hingegen, darf nur mit einem Schritte die Bühne betreten, und sogleich fliegen ihr alle Herzen zu. Alles huldigt ihrer Schönheit, alles ist entzückt von ihrem meisterhaften Spiele.

Ogni cosa creata
bella Colombina
à la vostra beltà cede e s'inchina.

Mich aber verwundet besonders der liebmörderliche Blick Ihrer Augen. Sie sind mein Traum, Sie sind mein Taggedanke,

o vergine diuina,
mia cara, bella Colombina!

Jeder Tag erweitert Ihre liebenswürdige Herrschaft über mein liebesieches- und dennoch glücklichschmachtendes Herz!

Rosibella. Wie weit sind Sie mit Ihrem Stück?

Leandro. Der zweite Akt ist geschlossen.

Rosibella. Wer schliest den Akt?

Leandro. Wer sonst, als Kolombina?

Rosibella. Ihr Stück soll gewiß gehoben werden! verlassen Sie sich auf mein Spiel. Es soll Ihnen nicht gereuen auf mich gearbeitet zu haben — Was haben Sie da?

Leandro. Eine Rose —

Rosibella. Die ist schön!

Leandro. Erlauben Sie mir, daß ich dieselbe Ihnen überreiche. Machen Sie mich aber auch des schönen, süssen, unaussprechlichen Glücks theilhaftig, diese Rose selbst an Ihren Busen stecken zu dürfen, für dessen blendender Weiße, Schnee, Marmor und Lilien erblassen müssen.

Rosibella. (schalkhaft) Nun?

Leandro. (steckt ihr mit zitternden Händen die Rose an die Brust.) Hier — hier, wurde

dir,

dir, glückliche Rose, ein beneidungswerther Platz beschieden.

Die Rose prangte nun an Rosibellens Busen, der, unter uns gesagt, kein schlechtes Modell zu einem Hebebusen war, und unsern zärtlichen Kommedienschreiber so sehr in entzückende Verlegenheit sezte, als nimmer der volle Busen der schönen Helena den wakkern Atriden, ihren Gemal Menelaos, als er vergebens sein Schwerd gegen denselben zog *).

Lean-

*) Dies nimmt wenigstens Euripides an. Helena, die zu ihrer Zeit das schönste Weib war, der unter allen dreissig Schönheitsstücken, welche zu der Vollkommenheit der Schönheit eines Weibes gehören, wie ein spannischer Mönch (Baltasarde Victoria, Predicator de San Francesco de Salamanca) bemerkt, nicht eins fehlte, wurde, nachdem sie vom Theseus entführt, und ihres schönsten Schatzes beraubt worden war, die Gemalin des Königs Menelaos. Paris entführte die Schöne nach Troja, es versteht sich, mit ihren Willen. Die griechischen Für-

Leandro hatte kein Schwerd das seiner zitternden Rechten entsinken konnte, aber es wurde ihm grün und gelb vor den Augen und der

Fürsten führten zehn Jahre Krieg wegen dieser Entführung mit den Trojanern, die Brüder des Prinzen Paris machten sich lustig mit der holden Helena, sie reichte nach seinem Tode ihre Schwanenhand seinem Bruder Deiphobus, welche er durch den Kampf mit seinen Brüdern, erhielt, als sie wenigstens 68 Jahr alt, und doch noch ein Muster der Schönheit war. Troja wurde erobert. Menelaos wollte die treulose Gattin ermorden und die beinahe 70jährige Schöne durchbohren. Sie öffnete ihren Busen, das Schwerd kroch in die Scheide zurück, und Menelaos, der gutwillige Hahnreih nahm sie wieder als Frau auf sein königliches Lager. — Sie war die gröste Bulerin, die seit Anbeginn der Welt lebte, und nach ihrem Tode, erhielt sie Altar, Tempel und göttliche Ehre. Doch geschah das alles, unter blinden Heiden, wiewohl zu bemerken ist! Sollten solche Vergötterungen bei uns geschehen, man würde unter lauter Tempeln gehen, und die Stadt Mylossa würde wie ein Phönix, allenthalben wieder aufleben.

der Verstand sank etliche Grade herab, als seine Blicke auf Reizen irrten, die immer über die armen Männer ihre Allgewalt ausübten, und lange noch ausüben werden.

Rosibella hatte sich, wie wir wissen mit der prima donna in der Theatergarderobbe gezankt, ihre Affekten waren erregt, ihr Blut war in Wallungen, der Triumf durch Leandros Stück, schwebte vor ihren Sinnen, seine zitternden Hände spielten an ihren Busenschleifen. Sie brauchte seine Freundschaft, und er wär vielleicht glücklich gewesen, wenn nicht Pater Anselmo, der Beichtvater der schönen Kolombine, so eben gekommen wär, als der Zeiger der schönen Schäferstunde, schon bei der acht und funfzigsten Minute stund.

Das war so ein ärgerlicher Zufall, daß Leandro dem guten Pater, der wie ein Deus ex machina in ein Heldengedicht bei der zärtlichsten Stelle, herabfiel, hundert Sottisen

sen gesagt haben würde, wenn er das ungestraft hätte thun dürfen.

Da er es also nicht wagen durfte, sein Mißfallen über diese Erscheinung, laut an den Tag zu legen, so murmelte er zwischen den Zähnen ein:

„Ueber das Pfefferkuchen Gesicht *)!“ vor sich hin, nahm Hut und Stock und gieng von dannen.

Beicht-

*) „Un visage de pain d'epice,“ wie sich Rousseau (Confessions de Rousseau, T. I. ed. de Geneve, p. 228) über den Lazaristen ausdrückt, welcher ihm Lateinisch lernte. Entweder, hatte Leandro mit Rousseau gleichen Gedanken, oder die Objekte dieses Ausdrucks glichen sich wirklich, oder Leandro hatte, welches ein sehr möglicher Fall war, die Confessions des ehrlichen Genfers gelesen, und der Ausdruck kam ihn jezt gerade in den Wurf, als er den Pater sah.

Beichtväterliche Vorstellungen.

Der P. Anselmo drückte Rosibellen die Hand sehr christlich, und lies sich neben ihr auf das Kanapee nieder.

„Die menschliche Natur, sprach er mit leiser Stimme, ist leider! durch den Sündenfall unserer ersten Eltern im Paradiese, nachdem Adam und Eva von der Frucht des verbotenen Baumes gegessen hatten, sehr verderbt, und die bösen Träume entstehen von bösen Begierden, so wie diese, aus unserm angeerbten Fehler, der Erbsünde entstehen. — Ein junger Kavalier, dessen Beichte ich diesen Morgen anhörte, klagte über sehr beunruhigende Träume, so oft er in der Kommödie gewesen sey, und Sie, meine liebe Beichttochter, habe spielen sehen. Ich gab ihm den Rath, nicht mehr in das Schauspielhaus zu gehen, wenn Sie spielten, dies kann er aber nicht vermeiden, weil er die Königin, so oft er als Kammerjunker den Dienst hat,

in dasselbe begleiten muß. Nun giebt er die Aufwiegelung seiner Phantasie, und der daher erfolgenden Traumbilder, besonders der allzustarken Entblösung Ihres Busens, auf dem Theater, schuld. Sie könnten also wohl, dächte ich, zum Besten dieses jungen Mannes, so wie vielleicht vieler andern Herrn, Ihren Busen auf dem Theater, ein wenig verdekken, weil derselbe die Ursache so übler Träume und Begierden ist. Diese Bitte, ist die Ursache meines beichtväterlichen Besuchs. — Ich muß gestehen, so viel ich jezt bemerken kann, ist Ihr Busen, zumal wenn er geöffnet ist, wohl vermögend, Begierden zu erwecken, aus welchen unordentliche Träume entstehen können."

Rosibella wollte dem Herrn Pater antworten als der Marchese Asti in das Zimmer trat.

Der Pater stund auf, bat Rosibellen, seinen Vorstellungen Gehör zu geben, und gieng sehr liebreich ab.

Ein

Ein dummer Streich.

Der Marchese Asti, ein junger Mann, von fünf und zwanzig Jahren, erkaufte sich mit einer monatlichen Pension von zweihundert Zechinen ein Recht auf die Gunstbezeigungen der schönen Rosibella, das heist, er war ihr erklärter, begünstigter Liebhaber, und wenn sie wollte, blieb sie ihm, wie ausgemacht worden war, für den monatlichen Gehalt, getreu. So lange ihm Rosibella dieses glaublich machen konnte, so lange befand sich der Marchese bei seinem Glauben wohl; wie denn dies immer der Fall ist; und nie ist vielleicht ein wahrerer Ausspruch gethan worden, als der:

Der Glaube macht selig.

Der Marchese war selig in dem Wahne, daß die bezahlte Schöne für ihn allein zärtliche Augenblicke und Stunden des Entzückens, habe. Seine Ueberzeugung, sein Glaube war seine Seligkeit, und es gieng ihn in die-

sem Punkte, wie den klugen Ehemännern, die besser thun auf die Treue ihrer Ehehälften blindlings Häuser zu bauen, als sich zu überzeugen, daß zuweilen auch ein guter Freund in ihren Armen Beruhigung findet.

Welchen Glauben, wir, der ganzen männlichen Christenheit, von Herzen wünschen!

Wieder auf den Marchese zu kommen, so riß derselbe gleich nach der ersten Umarmung, die Rose von den Busen seiner Donna, küßte sie mit eben so viel Empfindung als Siegwart, Therese, Mariana, Kronhelm und meine Demoiselle Nachbarin, die liebreizende Karoline, ein Vergißmeinnichtsträuschen küßten, wie ich theils glaube, theils sah; und als er die Rose geküßt hatte, steckte er sie in das dritte und vierte Knopfloch seiner Weste, und sagte:

Dieses Heiligthum werde ich so lange mit der Empfindung, mit der ich es nahm, aufbewahren, als Deine Liebe dauert.

„So

„So wirst Du es in bessere Welten mit Dir nehmen müssen, lieber Karl: — sagte Rosibella mit einem Tone, der die Lügen selbst zur Glaubwürdigkeit gestempelt hätte — denn dorthin wird meine Liebe als ein getreuer Schatten Dich begleiten, und nichts, nichts wird sie Dir, wird mich Dir entreissen können. Getreu, Dein auf ewig!"

Rosibella log so aktrisenmäsig, daß der Marchese ihr voll Entzücken seine Hand anbot. Sie nahm sie an, wie man leicht denken kann. Leandro wollte verzweifeln und hängte sich — an eine andere Aktrise. Der Pater Anselmo schrieb der Wirkung ihres Busens auf seine Immagination, einige schlimme Träume zu, absolvirte sie aber doch, und der Marchese war der einzige, welcher vor der Hand, noch nicht einsah, daß er einen dummen Streich gemacht hatte.

Folgen des dummen Streichs.

Er hatte eine Frau und eine Rose. Die Rose hatte er aber nicht mehr so lieb als er die Frau hatte, wie vorher. Sonst lag sie wie eine Reliquie in einem Kästchen, und nahm einen Plaz auf seinem Schreibetische ein, jezt aber, steckte sie unter einem Spiegel, über einem Bilde der schönen Sünderin Maria Magdalena, und die Morgenküsse, welche sie sonst erhalten hatte, bekam jezt die Frau Marchese.

Die Aktrisen waren über das Glück ihrer Mitschauspielerin so sehr betroffen und gerührt, daß sie anfangs gar nicht wusten, was sie sagen sollten, als sie aber wieder zu sich kamen, wusten sie nicht, was sie erdenken sollten, die vorige Lebensart ihrer ehemaligen Mitschwester herabzusetzen. Da wurden die Wahrheiten so artig verbrämt und ausgeschmückt erhielten Zusätze und Verbesserungen, daß der Stoff und die wahre Grundlage vor

der

der meisterlichen Garnitur, gar nicht mehr zu erkennen war.

Die ganze Stadt trug sich mit den erbaulichsten Geschichten von Rosibellen, jedermann erzählte sie nach, sie wurden vermehrt empfangen, und noch vermehrter geboren, aber sie kamen nicht bis zu den Ohren des Marchese.

Acht Wochen des Entzückens vertaumelten dem neuen Ehemann in den Armen seines Weibes, als wären es einzelne Tage, so schnell wie die Jahre der Minne dem Erzvater Jakob, als er um die schöne Rahel seufzte, und indessen den Sold der Liebe reichlich bei seiner Lea einerndete.

Der Marchese wollte nun seine Gattin in die Zirkel der vornehmen Welt einführen, aber man verweigerte ihr den Zutritt. Ihr Gemal mußte also die Zirkel unter dem mittlern Stande für seine Frau suchen, welche er selbst aber nicht frequentiren konnte. Es wurde auf einem Cicisbeo reflektirt, der die schö=

schöne Rosibella dahin begleiten konnte, und sie war so dankbar, diese Stelle den bekannten Leandro aufzutragen, der seine Theaterschöne verlies und seinen Platz mit viel Entzücken einnahm. Er ordnete ihre Partheien an, führte sie zu Assambleen und Bällen, reichte ihr die Schokolade beim Lever, und machte den Vorleser wenn sie zu Bette gieng und nicht gleich einschlafen konnte.

Der Marchese besuchte die Zirkel der vornehmen Welt, wurde von der Gräfin Miani zum Cicisbeo gewählt, und unterhielt sich in ihrer Gesellschaft so gut, er konnte; wie das in Neapel Sitte und gebräuchlich ist.

Es vergiengen Wochen, und der Marchese sah seine Frau nicht, aber Leandro hatte das Glück sie täglich zu sehen, zu sprechen und sich mit ihr zu unterhalten. — Endlich verstrichen Monate, und Rosibella sah ihren Gemal nicht, aber die Gräfin

fin sah ihn alle Tage und er hatte das Glück sich mit ihr in mancherlei Situationen zu unterhalten.

Bei einem zärtlichen Tete a Tete, bewies die Gräfin dem Marchese daß er einen dummen Streich gemacht habe, die Koulissenheldin zu heuraten. Sie erzählte ihm alle Anekdoten, die vermehrten und verbesserten Geschichten, welche man von Rosibellen verbreitet hatte — und er konnte nicht umhin, selbst zu bekennen, daß seine Heurat der dümmste Streich seines Lebens sey.

Bei einer nicht minder zärtlichen Unterhaltung nahm sich Leandro die Freiheit, Rosibellen auf das Betragen ihres Gemals aufmerksam zu machen, und ihr seine Vertraulichkeit mit der Gräfin lebhaft zu schildern. Die Zuhörerin war feurig und zärtlich, an entschiedene Huldigungen gewöhnt, und ihr Cicisbeo war nun glücklicher als vorher.

Der Marchese war auch glücklich gewesen, als er eines Tages nach Hause und auf den

Einfall kam, seine Frau zu besuchen. Er eilte auf ihr Zimmer, und traf sie mit ihrem Cicisbeo in einer sehr zärtlichen Situation an.

Ohne ein Wort zu sagen, verlies er das Zimmer, schrieb einen Brief an sie, in welchen er sie bat sein Haus zu verlassen, und schickte ihr Reisegeld.

Rosibella packte ein, und gieng nach Florenz, wo sie wieder als Kolombine bei dem Theater viel Glück und starke Eroberungen machte. — Leandro war ihr gefolgt, starb aber unvermuthet an einem Gallenfieber, weil er sehr sensibel war, und Rosibellens Zärtlichkeit gegen ihre Bewunderer, nicht gelassen ansehen konnte.

Der Marchese gieng mit der Gräfin auf das Land, und bei dem Einpacken, kam die Rose in die Hände eines Kammerdieners, der vor der Abreise bei seinem lezten Besuche in Neapel, dieselbe der artigen Signora Isabella schenkte.

Eine

Eine Heurath.

Die artige Signora Isabella, war eine Schöne, die mit ihren Reizen und Talenten so stark wucherte, als es Zeit und Umstände zu liesen. Ein übler Handel, bei welchem sie in puncto eines Börsenraubes sehr kompromittirt wurde, verursachte den gerichtlichen Rath, den man ihr gab, die Stadt zu verlassen, und das Gebiete Sr. Maj. des Königs in Neapel, nie wieder zu betreten. — Sie nahm den Rath an, und zog auf Spekulation, nach Livorno. Die Rose machte diese Reise in ihrem Koffer mit.

In Livorno produzirte sich Isabella als eine junge Seeoffiziers Wittwe, deren Mann, wie sie sehr glaubwürdig zu erzählen wußte, in einem Gefechte gegen die Algirer seinen Tod gefunden, und ihr nichts als seinen Namen hinterlassen habe.

Wer

Wer die Erzählung ihrer Unglücksfälle hörte, bedauerte die artige Erzählerin, und sie erhielt manches Geschenk von unbekannten Händen.

Besonders rührte sie das Herz eines Seemannes, der eben Ordre hatte, als Kapitain, mit seinem Schiffe, gegen einen Algirer zu kreuzen.

„Es kann mir wie Deinem ersten Manne gehen, Schatz, sagte er; und daß Du zum zweitenmal Wittwe würdest, das wär mir eben nicht gelegen, sonst, — ich will mich in den Grund bohren lassen, wenn's nicht wahr und mein Herzenswille ist! — sonst wollte ich Dich gleich fragen, ob Du nicht Frau Kapitainin werden möchtest."

Isabella gab dem Kapitain zu verstehen, daß man nicht immer die Männer verliere, die gegen die Algirer kreuzten, und daß auch viele mit heiler Haut davon kämen.

Nun

„Nun! wenn Du es wagen willst, sagte der Kapitain; so komm mit mir, und der Pater soll uns zusammen geben.“

Isabella folgte dem Kapitain, und wurde Frau Kapitainin, nachdem der Priester sein: Ego conjungo vos! das heist sein und der christlichen Kirche Erlaubniß dazu gegeben hatte, sich ehelicherweise lieben zu dürfen.

Die

Die Rose geht zu Schiffe.

Der Kapitain war mit seiner artigen Frau zufrieden, und sie fand auch kein Bedenken mit der Wendung die ihr Schicksal genommen hatte, mißvergnügt zu seyn, wie man leicht denken kann.

Der Kapitain glaubte im Besiz einer tugendhaften, artigen Wittwe zu seyn, wuste nicht daß seine theure Ehehälfte den Sold der Minne für baare Zahlung, so manchen ehrlichen Manne der in Verlegenheit war, überlassen hatte, und sein Glaube, machte ihn glücklich.

Aber er muste gegen die Algirer kreuzen, das machte ihn jezt viel Kummer; denn welcher Ehemann läßt wohl seine junge Frau kurz nach der Trauung, gern allein daheim? welcher zärtliche, neuvermälte Gatte kann sich so leicht von seiner Frau, wie ein theatralischer Ehemann von der seinigen, trennen?

Isa-

Isabella merkte, mit welchem Kummer ihr Mann schwanger gieng, und erbot sich, ihn auf seiner Kreuzfahrt zu begleiten.

Er. Schätzchen! ist das Dein Ernst? Du willst mit mir segeln?

Sie. Das ist mein Wunsch, mein Wille.

Er. Aber Du kennst die Unbequemlichkeiten der Seereisen noch nicht!

Sie. Bei Dir, in Deiner Gesellschaft, ist jede Unbequemlichkeit mir die schönste Bequemlichkeit.

Er. O! du scharmantes Weib! Es kann in der Welt gar kein liebenswürdigeres Weib, als Dich geben! o! ich habe einen Schatz von Liebenswürdigkeit, eine Perle der ehelichen Treue und Zärtlichkeit, geheurathet. — So glücklich wie ich, ist kein König und Kaiser auf Gottes weitem Erdboden.

Isabella packte ihre Sachen zusammen, und begab sich auf die Sonnenblume, so hies das Schiff welches ihr Mann kommandirte, um eine Fahrt gegen die Seeräuber mit zu machen; — und die Rose gieng auch mit zu Schiffe.

Drit-

Drittes Buch.

Wer Scherz mit Ernst vermischt, und mit der
Klugheit spielt,
Hat öftermals zuerst den rechten Zweck erzielt.

Lohenstein.

Zeitvertreib auf dem Schiffe.

Der Zeitvertreib auf einem Schiffe, ist herzlich einfach und Isabella konnte nicht läugnen, daß sie gar oft Langeweile hatte. — Der Lieutenant des Schiffs, ein junger, belesener Genueser nahm die Unterhaltung der Frau Kapitainin über sich, und wählte ihr — Novellen.

Die Frau Kapitainin fand grosen Gefallen an den Erzählungen des Herrn Lieutenants, und der Herr Lieutenant fand grosen Gefallen an der Frau Kapitainin. Er gab es ihr zu verstehen, aber sie fand nicht vor gut, zu thun, als habe sie ihn verstanden, denn der Raum einer Schifflänge zwischen einem Manne und Liebhaber, faßt zu wenig Schritte, um sie ohne Gefahr thun zu können,

wenn man Unterhaltungen von näherer Peri-
pherie suchen will.

Der Lieutenant glaubte nicht, daß die Frau Kapitainin Besorgnisse dieser Art habe, und es fiel ihm gar nicht ein, an den engen Bezirk zu denken, der unmöglich zwei Alexander fassen konnte, sondern er glaubte geradezu, die Madam setze seinen Empfindungen blos Stolz und Verachtung entgegen, ohne zu wissen, oder wenigstens zu glauben, daß ihr seine Gesellschaft sehr angenehm war und daß sie seine Erzählungen so gern hörte, als sie sagte.

Er erzählte nicht mehr und fieng an den Beleidigten zu spielen. Isabella schloß sich mehr an ihren Mann an, und der Lieutenant wurde aufgebracht; gleichsam, als ob er ein Recht dazu habe, Anspruch auf die Liebe des Weibes eines andern zu machen.

Isabella bedauerte seine Kurzsichtigkeit, und weil der Lieutenant keine Geschich-

ten

ten mehr erzählte, so lies sie sich welche von dem Schiffschirurgus erzählen.

Zwar erzählte dieser nicht so gut wie jener, aber Isabella meinte es sey doch besser eine schlechterzählte, als gar keine Geschichte zu hören.

Diese Gleichgültigkeit verdroß den Lieutenant noch mehr. Der Groll seines Herzens wuchs, und es war gut, daß — —

Doch wir wollen in der Ordnung forterzählen, ohne das Interesse an der Folge der Geschichte selbst zu schmählern.

Waffenglück.

Es war ein schöner Morgen, die Sonne entstieg dem Meere mit unbeschreiblicher Pracht, und das Schiff durchschnitt die hellen Fluten mit Vogelschnelle.

Isabella, ganz weiß gekleidet, die Rose an der Brust, sas auf dem Verdeck. Der Schiffschirurgus blies an ihrer Seite die blauen Knasterringel in die Luft, und wollte

eben eine Erzählung anfangen, als man in der Ferne ein Schiff gewahr wurde, welches alle Segel aufspannte sich zu nähern.

Es kam näher, man erkannte es für ein Raubschiff, und durch das ganze Schiff erscholl der Ruf: „Zu den Waffen! zu den Waffen!“

Zitternd begab sich Isabella in die Kajute und warf sich betend vor einem Marienbilde nieder.

Weil die Herren beider Schiffe sich sogleich erkannten, so schickten sie auch einander gar bald ihre eisernen Visittenbillets so heiß wie möglich zu. — So kanonirten sie sich über eine Stunde herum, ohne einander recht beikommen zu können. Endlich verlor der Seeräuber einen Mast, und es ist sehr wahrscheinlich, daß das grosherzogliche Schiff sich der Raubgalere bemächtigt haben würde, wär ihn nicht ein Kammerad zu Hülfe gekommen, und nun waren die Christen verloren. Sie kamen zwischen zwei Feuer und ungeachtet der

herz=

herzhaftesten und desperatesten Gegenwehre, enterte das eine Raubschiff, und was auf der Sonnenblume Widerstand that, wurde niedergehauen, als die Tuneser übersprangen. Der Kapitain und der Lieutenant verloren ihr Leben, und Isabella, wurde nebst dreißig Mann, gefangen genommen.

Waffenglück.

Der tunesische Befehlshaber des einen Schifs, lies Isabellen in ein Zimmer der Kajüte bringen, und verbot, sie zu fesseln. Als sie in das Zimmer gebracht worden war, kam er zu ihr.

„Freue Dich, sprach er, Deines Looses. Du wirst eine Sklavin des Dey meines Herrn, und wie ich hoffe, so glücklich werden, ihn in Deinen Armen liebevoll und zärtlichentzückt zu sehen. Du bist eine Italienerin; der Dey liebt die feurige Liebe der Weiber Deines Landes. Vielleicht schenkt er Dir die Freiheit, vielleicht macht er Dich der beneidungswer-

then Glückseligkeit theilhaftig eine seiner Gemalinnen zu seyn.“

Isabella antwortete nicht ein Wort.

„Die unerwartete Glückseligkeit, scheint Dich stumm zu machen! — Ruhig! bezähme den Tumult Deiner Entzückungen. In vier Tagen, bist Du an Ort und Stelle.“

Isabella weinte, und der Muselmann verlies ihr Zimmer.

Das heftige Schießen, hatte eine maltheſische Galere herbei gelockt. — Die Seeräuber, die in dem lezten Gefecht an ihrem Schiffe grosen Schaden erlitten hatten, sahen die Ankunft ihrer gefährlichsten Feinde sehr ungern, und rüsteten sich abgemattet und verzagt zum Streite. — Das Treffen begann. — In kurzer Zeit waren die Malthe ser Sieger, sprangen in das feindliche Schiff über, hieben nieder was Widerstand that, machten Gefangene, befreiten die gefangenen Christen, und Isabella wurde von den Ritter, der die Galere kommandirte, mit viel

Artig-

Artigkeit in ein Kämmerlein geführt, welches zu ihrem Aufenthalte, während der Fahrt, bestimmt war.

Glück und Unglück.

Der Ritter, welcher auf seiner ersten Kreuzfahrt gegen die Feinde seines Ordens und der Christen war, von Geburt ein Spanier, war ein sehr artiger Mann, der Isabellen mit ungemein viel Höflichkeit begegnete. — Er hörte die Erzählung ihrer Unglücksfälle an, wurde gerührt, und erbot sich, ihr hülfreiche Hand zu leisten.

Isabella nahm sein Versprechen dankbar an, und in ihrem Herzen wurde Raum für den Ritter, der sich mit liebenswürdigen Antheil an ihrem Schicksal, mit gefühlvoller Zärtlichkeit, den Weg dahin bahnte.

Der Ritter war auf der Rückfahrt. — Isabelle war in Valette, ehe sie sich es versah.

Der Ritter miethete ihr eine artige Wohnung, und besuchte sie nicht sparsam. Sie sahen sich oft und sahen sich kaum oft genug. Sie suchten sich einander verständlich zu machen, und verstanden sich bald.

Indessen nahte sich die Zeit der zweiten Kreuzfahrt des Ritters. Er mußte Isabellen verlassen. Der Abschied kostete viele Thränen. — Er lies ihr Geld zurück, und freute sich des Widersehens.

Aber er sah sie nicht wieder. Ein Sturm zerbrach sein Schiff und er fand sein Grab in den Wellen.

Isabella vernahm die schreckliche Post. Ihr Zustand war bemitleidungswürdig. Sie wurde krank. Ein Freund des Ritters sorgte für ihre Genesung, und als sie dem Krankenlager entronnen war, gieng sie mit einem venetianischen Schiffe nach Venedig. — Die Rose gieng mit ihr nach dem Orte, wo sie einst Laurens schönen Busen geschmückt hatte.

Vier

Vier Liebhaber.

Das Karneval begann und Venedig die Meerkönigin der Städte, war der Tummelplatz der Vergnügungen und Lustbarkeiten, als Isabella daselbst ankam.

Die erste interessante Bekanntschaft, welche sie daselbst machte, war die, mit einem französischen Marquis; aber dieser Herr, der die Eroberung mit aller erdenklichen Leichtigkeit seiner Nation machte, und die Einnahme der Bastille sich zum Muster nahm, verlies sie auch mit eben so viel Leichtigkeit in den ersten acht Tagen wieder, um in die offenen Arme einer Landsmännin zu hüpfen, die sich in Venedig Marquise schelten lies, zu Paris aber als eine Haubensteckerin bekannt war.

Dem Marquis, folgte ein Esquire, der Isabellen seinen Schutz und Unterhalt versprach, aber einige Tage nach dem ersten zärtlichen Tete a tete auf den tollen Einfall kam, sich, er wuste vermutlich selbst nicht warum, eine Kugel durch den Kopf zu schießen.

Isa=

Isabella war wieder ohne Verbindung.

Ein nordischer Dichter, der sich aber lieber Barde nennen lies und im Gefolge eines rußischen Fürsten nach Venedig gekommen war, Ideale für ein weibliches Heldengedicht zu suchen, machte Isabellens Bekanntschaft. Er wurde von ihrer Artigkeit entzückt, von ihren Reizen geblendet, von ihrem Verstande bezaubert, und sendete ihr den folgenden Morgen dieses Gedicht zu:

Was klopft so heftig in meinem Busen,
wie Schlag Miolners *) auf eherne Himmel?
was braußt so heftig durch diesen Busen,
als wie das Schnauben
der frechen Riesen,
wenn sie drohen
seligen Asen **)
zu bestürmen

die

*) In der nordischen Mythologie, der Name des Hammers, mit welchem der zornige Gott Thor, die Köpfe der rebellischen Riesen zerschlägt, und den Donner erregt.

**) So wurden ehemals Nordens Götter genannt.

die schöne Asgard *)
Ach! Herz Du bebest?
was hat Dich erschüttert?
was hat Dich bewegt?
Ach! holde Freya! **)
ein schönes Mädchen hat ihren Blicken
erlaubt zu bestürmen
die Veste des Herzens.
Dir klag ich mein Leiden
schöne Göttin! —
Da sprach die Göttin:
„Klag Dein Leiden
dem schönem Mädchen,
klag es ihr selbst!“
Ja, ich will klagen Dir schönes Mädchen
all meine Leiden! —
Wie ich Dich liebe, liebt Dich hienieden
kein Sterblicher mehr.
Ende meine Leiden, lächle mir Liebe;
schöne

*) Die Stadt der Götter.

**) Der Name der Göttin der Schönheit und Liebe, der alten nordischen Völker. Der Riese Thrym hatte einst den Hammer Thors gestohlen und wollte ihn nicht wieder herausgeben, bis man ihm die Göttin Freya als Frau zuführte. Er wurde durch Thor eben auf die Art betrogen, wie einst der Gott Priap durch Herkules, im Gewand der Omphale. Siehe jene Geschichte, in Gräters nordischen Blumen. S. 93. f. f.

schöne Gesänge sollen erschallen,
Dir dann zu Ehren; sollen Dich preisen,
mit himmlischen Ton.

Isabellen gefiel das Gedicht, sie beschied den liebegirrenden Barden zu sich. Sie sahen sich oft, er wurde erhört, und dichtete Minnegesänge.

Ein junger Mann aus Chios, der seines Handwerks auch ein Dichter war, lernte Isabellen kennen. Er wurde von ihrer Artigkeit entzückt, von ihren Reizen geblendet, von ihrem Verstande bezaubert, und sendete ihr den folgenden Tag dieses Gedicht:

Schön als wie der holden Freude
jugendlicher Wonnetraum,
schön als wie die Himmelsgöttin
einst entstieg des Meeresschaum,
weise wie die hehre Göttin
Pallas im Olympos thront,
süßentzückend wie der helle
neugebohrne Silbermond;

Sah ich eine Erdengöttin
die mit allen Herzen spielt,
die mit ihrem Feuerblicken
nach den Herzen sicher zielt,

Dir,

Dir, Du schöne Erdengöttin,
lachend wie der junge Mai,
Du, der Blumengöttin Bildniß
und der Anmut Konterfei;

Dir gehört das Herz des Sängers,
willig, willig weiht er's Dir.
„Neige der Erhörung Szepter
Herzenskönigin zu mir!“
ist des Herzens Stammelbitte,
ist des Sängers Erdenglück.
Sprich ein Ja! — o Zeit beflügle
diesen Wonneaugenblick!

Dir zum Opfer bring ich Theure,
Dieses ungetheilte Herz.
Nimm es an und überlaß mich
nur nicht meiner Liebe Schmerz.
Singen will ich in Päanen
Dir des Herzens Weihgesang,
und Dich lieben holder Engel,
Treu und all mein Lebelang!

Acht Bouteillen Chierwein, und ein paar schöne Ohrenringe, begleiteten die Verse. Isabella nahm alles an, der Chierwein schmeckte ihr, die Ohrenringe behagten ihr und die Verse gefielen ihr. Sie beschied den verliebten Sänger zu sich. Sie sahen sich

oft

oft; er wurde erhört, und machte Oden an die goldene Venus. Ein Beweis, daß er dankbar war.

Der Dichter aus Chios, wuste nicht daß ein Barde aus Norden sein Nebenbuler war, und der Barde aus Norden, wuste nicht, daß der Dichter aus Chios so gut wie er, von seinem Engel geliebt wurde.

So lange sie beide das nicht wusten, waren sie sehr zufrieden und glücklich, träumten sich in Elisium Und Wallhalla *), segneten die frohen Stunden der Liebe, und machten Gedichte zum Preise erhörter Minne.

Als aber einst der nordische Barde ausser der ihm von Isabellen bestimmten Besuchzeit, zu ihr kam, ihr einen Gesang aus seinen Heldengedichte vorzulesen, in welchem die Göttin Freya als Maschine über einem Regenbogen in eine Grotte tanzte, um dort die Schäfer-

*) Der Name der Wohnung der Seligen, nach der nordischen Mythologie.

ferstunde eines Ritters, der von der Zobeljagd kam, mit einer Jägerin, die Bären aufsuchte, zu reguliren, traf er den Dichter aus Chios in eben der Situation mit Isabellen an, in welcher ehemals der lahme Gott der Schmiede, die goldene Venus, sein Gespons, in zärtlicher Unterhaltung mit dem Menschenwürger Mars, antraf, worauf er sein künstliches Netz holte, und die Vögelein fing, wie allbekannt ist.

Der nordische Barde kam über den Anblick vor Wut schier ausser sich und schüttete eine Menge Schimpfwörter aus, welchen der Dichter aus Chios, zwei oder drei Verse aus der Iliade, von der Antwort des Achilles, die dieser dem König der Völker Agamemnon gab, als sie sich über den Besitz der goldgelockten Briseis stritten, entgegen sezte.

Der Barde der kein Griechisch verstund, nahm das für eine Herausforderung an, und sprach:

„Der Preis ist es nicht werth, um ihn zu kämpfen. Siehe! die Blicke meiner Augen sinken zur Erde, feuerroth werden die Wangen, überflogen mit der Röthe der Scham, daß auch ich in den Armen dieser Kreatur den Sold der Minne erndete, daß auch ich mit der hochbusichten Schlange bulte!“

„Wie? — fragte der erstaunte Dichter aus Chios. — Auch Du hast ihr die Zone gelößt?“

„Ja, Sohn der Erde, so war es! — Siehe mich reizten die Feuerblicke ihrer nachtschwarzen Augen, die wie das Wetterleuchten über der Haide durch die dunkelberandete Nacht brachen. Sanft wallte ihr Busen, weißer als die Pflaumen von Cana, meinen bethörten Blicken entgegen, wie die kräuselnde Silberwelle durch liebliches Moor. Angenehm war ihr stilles Gesicht, wie das Gesicht des blassen Wolkentheilers am nächtlichen Himmel, blendend, wie der Schnee auf der Haide. Ihre Locken kräußeln sich wie der

Nebel auf Cromla, wenn er im Stral des Westes erglänzt. Aber, siehe, das düsterlokkigte Weib hat uns beide betrogen, und unsre Seelen mit Jammer der Wehmut erfüllt. O! es ist schrecklich! Laut töne meine Stimme wie der Waldstrom über den schroffen Fels, daß es höre der Wanderer im einsamen Thale; daß er es höre, und folge der warnenden Stimme. O! Weiber! Weiber! wo habt ihr im Nebel verborgen eure vielfarbigten Seiten!!!??"

Der Dichter aus Chios, biß sich in die Unterlippe, und sprach:

Siehe, es ward aus Schaum geboren die Göttin der Liebe,
schwindend wie Nebel und Schaum, schwindet die weibliche Treue!

Hierauf reichte er dem Barden die Hand, und sprach weiter.

Komm! wir verlassen Sie nun die Treulose, giftende Natter,
suchen uns anderswo Port, suchen uns Häfen und Ruh!

 "Ja!

„Ja! Sohn der Erde! das wollen wir thun. Weinen wird sie die Ungetreue, aber ihre Stimme wird ungehört verhallen, wie die Stimme des Westwindes, bei dem brausenden Nordsturm!“

Sie giengen, Isabella sah ihnen nicht nach, und sang:

Poco è funesta
L'altrui fortuna,
Quando non resta,
Ragione alcuna,
Nè di pentirsi, nè d'arrossir.

Ein neuer Liebhaber.

Lange blieb Isabella nicht ohne Liebhaber. — Ein teutscher Baron der als Kammerjunker mit seinem Souverain, dessen Gebiete über eine Quadratmeile begriff, auf das Karneval nach Venedig gereist war, lernte Isabellen beim Tanze kennen. Sein Herz war sogleich verloren. Er wollte mit ihr einen Dreher tanzen, bedachte nicht, daß dieser unsinnige Tanz nicht allenthalben so zur

sie=

fieberhaften Krankheit wie in seinem Vaterlande, wird, wo man etwas auf starke Nerven rechnen kann, und erhielt abschlägliche Antwort. Isabella wuste ihm aber den Korb mit so viel Artigkeit zu geben, und zugleich eine anfragende Rede damit zu verbinden, daß ein Gespräch leicht in Gang kam.

Er führte sie nach Hause, er schenkte ihr mit seiner Börse, seinen ganzen Jahrgehalt und war glücklich.

Der angenehme Rausch war vorüber, und der Baron war sehr verdrüslich, daß die artige Isabella ihn auf eine so angenehme Art um seinen Jahrgehalt eskrokirt hatte. — Den Verlust zu ersetzen? das kostete mehr Anstrengung des Verstandes, als der Herr leisten konnte. Der Kammerdiener, welcher ohnehin der Charge d'Affaires in seines Herrn Liebes- und Geldsachen, war, muste also auch mit nachdenken, und gab ihm endlich einen Vorschlag an die Hand, der völlige Approbation erhielt.

Antrag und Annahme.

Um die Toilettenstunde, kam der Kammerjunker zu Isabellen, die ihn sehr freundschaftlich empfieng. Sie sezten sich auf das Kanapee. Er ergrif ihre linke mit seiner linken Hand, und schlang seinen rechten Arm um ihren Marmornacken. Hierauf erhob sich folgendes Gespräch:

Er. Ist es Ihnen lieb, wenn ich offenherzig rede?

Sie. Nichts ist mir lieber, als Offenherzigkeit.

Er. Wenn Sie sich willig finden lassen, eine Rolle zu spielen, die ich Ihnen zutheilen will, so werden Sie sich nicht übel dabei befinden, und ich, mache durch ihre Bereitwilligkeit, auch mein Glück.

Sie. Reden Sie!

Er. Hören Sie mich an.

Sie. Ich werde ganz Ohr seyn.

Er.

Er. Mon Souverain, ist ein Liebhaber vom Ausserordentlichen — er sucht pour à present, eine Inclination — Sie geben sich für eine geborne Prinzessin aus Tschirkassien aus, erzählen eine Menge rührende Unglücksfälle, und la chose est faite! — Den Roman, denken Sie sich selbst aus.

Sie. Aber ich kann die Tschirkassische Sprache so wenig, —

Er. Als mon Souverain!

Sie. Ich habe so wenig einen Begriff von Tschirkassischen Sitten und Gebräuchen, —

Er. Als mon Souverain!

Sie. Ich habe in diesem Zweig der Lektüre, so wenig Kenntnisse, —

Er. Als mon Souverain! — Ich bitte Sie, sagen Sie was Sie wollen, er glaubt's. Sein Hang zum Ausserordentlichen, geht so weit, daß er für alle Wahrscheinlichkeit und Untersuchung völlig blind und taub ist. — Ich leite die Sache ein, und

diesen Abend, kommen Sie in orientalischer Tracht auf den Ball, zur Sirene. Dort sprechen wir uns wieder. — Sie werden Favoritin des Fürsten, und werden, wie ich mir schmeichle, dann mich als den Urheber Ihres Glücks nicht vergessen.

Sie. Gewiß nicht!

Er. Also — es gilt?

Sie. Es gilt!

Er. Eh bien! — A revoir!

Aeusserungen.

Abends gieng Isabella in orientalischer Tracht, an den bestimmten Ort.

Der Kammerjunker und sein Fürst, beide im Domino, waren schon da.

„Dies ist sie!“ lispelte der Kammerjunker seinen Souverain zu, als Isabella auf ihre, gleichfalls orientalisch gekleideten Zofen, (es waren ihre Wirthstöchter,) gelehnt, in den Saal trat.

„Sie

„Sie muß hol mich der Teufel! schön seyn;“ sagte der Fürst.

„Ew. Durchlaucht können sich vorstellen — antwortete der Kammerjunker — daß eine Tschirkassierin kein Katzengesicht hat. Die grösten Schönheiten, giebt es in Tschirkassien, wie Hübner und Büsching in ihren berühmten Geographieen sagen, und die Prinzessinnen dieses Landes, sagen Schatz und Raff, sind besonders von ausnehmender Schönheit, und so reizend, wie möglich, setzen Basedov und Gellert hinzu. Lauter berühmte und glaubwürdige Männer, welche Ihro Durchl. ohne meine Anpreisung, par renomée kennen werden.“

„Ja, ich habe ihre Namen nennen hören.“

„Besonders, zeichnen Wieland und Voltaire die Tschirkassierinnen mit zauberischen Pinsel, und Raffael und Michael Angelo, haben nach Tschirkassierinnen, ihre schönsten Madonnen gemalt.“

 „So?

„So?“ —

„Foi de moi!“

„Sie tanzt!“

„O! Sie tanzt göttlich!“

„Wahrhaftig!“

„Wenn ich doch mit ihr Walzen könnte!“

„Sie walzt nicht.“

„Das ist ein groser Fehler!“

„Sie wird schon walzen lernen.“

„Ich möchte sie sprechen.“

„Ich will sie unter einem Vorwande, in jenes Nebenzimmer locken. Ew. Durchl. gehen voraus —“

Se. Durchl. giengen in das Nebenzimmer und der Kammerjunker nahte sich Isabellen, die sich nach dem Tanze, in eine Ottomanne warf.

„Wie steht's?“

„Gut! — Haben Sie Fata in Bereitschaft?“

„Genug!“

„Kom=

„Kommen Sie! mon Souverain ist in jenem Nebenzimmer.“

„Stehe mir bei, Göttin der Unverschämtheit!“

„Nur Mut!“

„Mut genug!“

„So kann's nicht fehlen. — Kommen Sie!“

Die Rose reist aus Venedig nach Teutschland.

Se. Durchl. hörten mit viel Aufmerksamkeit die Geschichtserzählung der Prinzessin Armelia, wie sich Isabella nennte, an, welche so abentheuerlich, wie die Geschichte der Asiatischen Banise, war, bezeigten viel Beileid und boten ihr Schutz und Auffenthalt in höchstdero Staaten an.

Nach einigen vornehmen Weigerungen, nahm die Prinzessin des Fürsten gnädiges Anerbieten an, und geruhte diesen Abend mit ihm zu speisen.

Der Fürst besuchte die Prinzessin nun täglich, und entbrannte mächtiglich in Liebe gegen sie. Aber die schlaue Schöne verstund ihren Vortheil so gut wie ihr Handwerk, und er schmachtete lange nach Beweisen ihrer Gegenliebe. Endlich war er so glücklich, sich der Erfüllung seiner Wünsche zu nähern, nachdem ihm eben seine Kammer geschrieben hatte, es könne kein Geld mehr folgen, und ihn bat, er möchte gefälligst in sein Land zurückkehren.

Er war also genöthigt, mit Isabellen die Reise in sein Reich anzutreten.

Sie reisten ab, und die Rose reiste in Isabellens Koffre, auch mit.

Schilderungen, Freudenbezeugungen und Befehle.

Der Fürst war seit sechs Jahren mit einer verwittweten Reichsgräfin vermält, die ihm 100,000 Gulden Heuratsgut zugebracht und mit der er drei Kinder gezeugt hatte, welche in Strasburg erzogen wurden, um in ihrer

Mut=

Muttersprache, eben so schlecht, als in der Französischen parliren zu lernen.

Die Fürstin machte grose Augen, als ihr gesagt wurde, ihr Gemal habe eine orientalische Prinzessin mitgebracht, welche seine Favorittin geworden sey, und empfieng ihn ziemlich kalt.

Das war ihm einerlei. — Die Einwohner seiner Residenz, hatten sich in Unkosten gesteckt, und illuminirten ihre Häuser, — er lachte. Seine Garnison, dreizehn Mann stark, zog mit klingendem Spiele auf, die beiden Schloßkanonen wurden gelöst, — da hob sich sein Haupt und er fühlte seine Souverainität.

„Ich habe einer unglücklichen Prinzessin aus Tschirkassien Schutz versprochen, — sagte er — und werde ihr denselben so wohl angedeihen lassen, als auch sie gegen alle Beleidigungen und Kränkungen von jedermann, nachdrücklich zu schützen wissen. — Morgen früh meine Herren, ist Hasenjagd, und

Abends

Abends Kour und Ball. — Herr Hofmarschall, besorgen Sie, daß alles angeordnet wird. Und da Sie zugleich Finanzminister sind, so werden Sie auch Sorge tragen, daß einige Augsburger Wechsel bezahlt werden. Nicht minder werden Sie, als General en chef meiner Truppen, die Funktionen der Besatzung reguliren, und als maitre de plaisir, für einen Marionettenspieler sorgen, welchen Wir spielen zu sehen; übermorgen geruhen wollen. — Vorjetzo schlafen Sie wohl, ich muß die Prinzessin Armelia noch unterhalten."

Die Fürstin bekam vor Aerger Kopfschmerzen, legte sich zu Bette, und lies sich von ihrer Kammerfrau ein Kapitel aus der Bibel, den Abendsegen, ein Abendlied und dreissig Seiten aus dem: Vergnügen auf dem Soffa, vorlesen.

Wich-

Wichtige Ereignisse.

Den folgenden Tag, war Hasenjagd, und gegen Abend kam der Fürst zurück, um die vermeinte Prinzessin aus Tschirkassien, selbst seiner Gemalin und seinem Hofe vorzustellen.

Isabella war orientalisch gekleidet, und der Fürst führte sie in den Saal.

„Was das für ein Thier ist!" schrie die Fürstin.

„Was das für ein Thier ist!" wiederholten die Damen.

„Die Taille!"

„Die groben Züge!"

„Einen Busen hat sie, wie ein Bauermensch!"

„Ein Tanzplatz für zehntausend Liebesgötter!" schnarchte der Hofmarschall, Finanzminister, General und maitre de plaisir, aus einer Kehle.

„Mein Gott! schrie die Fürstin; das Mensch hat eine Rose vor der Brust! ich werde ohnmächtig."

Zu Erklärung dieser Aeusserung, dient die Nachricht, daß die Fürstin vorgab, eine Antipathie gegen Rosen zu haben, (so wie andere Damen, oft gegen Katzen, Spinnen oder blöde Liebhaber, zu haben vorgeben,) so gut wie ehemals die sattsam bekannte Königin in Frankreich, Katharina von Medicis *).

Der Fürst bekümmerte sich nicht um die Anwandlung seiner Gemalin, und eine Dame lis-

*) Der guten Katharina, gieng es vielleicht, eben so, wie jenem Engländer, welcher Ohnmachten vorgab, wenn er das 53ste Kapitel im Profeten Jeremias selbst lesen, oder es lesen hören sollte. Inzwischen war die Königin so wenig als die Fürstin, die einzige Person in der Welt, die keine Rose sehen konnte, und eine Antipathie gegen diese Königin der Blumen zu haben vorgab, denn Msr. de Balsac sagt im 5. Entretien chap. 2. p. 131. „La Rose est mon Inclination, comme c'estoit l'aversion de feu Msr. le Chevalier de Guise, qui n'en pouvoit voir, sans s'esvanouir.“ Und wer weis, wie viele Leute dieses Schlags es noch giebt, und gegeben hat.

lispelte ihr zu, es sey keine natürliche, sondern nur eine gemachte Rose, welche die Tschirkassierin am Busen trage. Darauf kam sie wieder zu sich, tanzte aber diesen Abend nicht.

Isabellen behagte all das Wesen sehr wenig, sie verlies den Ball sehr zeitig, und überlegte im Bette, wie sie sich mit guter Manier von dem Fürsten los machen wollte.

Sie hatte nicht Ursach sich den Kopf zu zerbrechen, wie das anzustellen sey, denn den folgenden Morgen, lies ihr die Fürstin sechs tausend Gulden baar und ein Geschmeide, anbieten, wenn sie ihren Hof zu verlassen, Lust haben sollte.

Sie nahm das Anerbieten an, bekam die versprochene Belohnung für ihre Gefälligkeit, und reiste ab, als der Fürst eben über eine wichtige Staatsangelegenheit (es soll eine Wechselaffäre gewesen seyn) mit seinem Herrn Nachbar, auch einem Fürsten, geheime Konferenz hielt, ohne ihm ein mündliches Lebe-

wohl zu sagen. Doch empfohl sie sich schriftlich, mit viel Eleganz, wie man sagt.

Die Rose geht verloren.

Auf der zweiten Station, fiel die Rose unvermerkt von Isabellens Marmorbusen, in die Postschaise herab, und blieb in derselben liegen, als ihre Besitzerin einen andern Wagen bekam und ihre Reise ohne dieselbe zu vermissen, nach Frankreich zu, fortsezte.

Der Postillion fand die Rose, und schenkte sie der Frau Postmeisterin.

Die Rose reist ins Bad.

Die Frau Postmeisterin, welche ein Jahr jünger als der Herr Postmeister war, hatte einen alten Mann, und einen jungen Liebhaber. Dieser hatte ein artiges Mädchen, welches er von den Leibrenten ernährte, die seine Liebschaft mit der jetzigen Rosenbesitzerin abwarfen. Dieses Mädchen, erhielt die Rose die er bei Frau Postmeisterin nach etlichen

Gläsern Rosoli in einer süssen Stunde, vom Busen raubte, von ihm, und schenkte sie dem Sohne des Herrn Kaplans, der Student auf der benachbarten Universität war, und den sie sehr gern sah.

Der Student, wies der Rose einen Platz auf seiner Kokarde an, und glaubte nicht übel gethan zu haben. — Der Prorektor aber, sah weiter wie er, glaubte diese Rose sey das Zeichen eines Seniorats einer Ordensverbindung, bat sich dieselbe aus, strafte ihn um zwei Gulden und vier und zwanzig Kreuzer, und schenkte das Corpus delicti, d. h. die Rose, seiner Frau.

Die Frau Prorektorin, reiste eben, übler Zufälle wegen, in das nahgelegene Bad, und nahm die Rose auch mit, aber ihren Mann nicht — weil er nicht Lust hatte sich zu baden, da er wußte, wie dem ehrlichen Aktäon die Badelust so übel bekommen war, und weil er meinte, das Bad würde ohne seine Gesell-

 schaft,

schaft, seiner Frau auch ganz wohl bekommen. Und, er irrte sich nicht.

Karakteristik. — Eine lateinische Epistel.

Die Frau Prorektorin war eine gelehrte Dame, und konnte, wenn's darauf ankam, Bücher, troz ihrem Manne, rezensiren. Dabei hatte sie noch das vor ihrem Manne voraus, daß sie kritische Untersuchungen über Puz und Menschen anstellen konnte, wohin er es nie zu bringen vermochte, ob er gleich Theophrasts Karaktere, sehr fleißig las.

Felizitas, so hies die Frau Prorektorin, war im Grunde nur ein wenig weniger gelehrt als Madam Dacier, und wenn sie noch mehr Kenntnisse der toden Sprachen gehabt hätte, als sie wirklich hatte, sie würde der Mlle Schurmann die Wage gehalten haben. — In ihren Nebenstunden hatte sie das Schauspiel: Julius von Tarent in latei-

nische

nische Jamben übersezt, welche ihr Herr Gemal korrigiren wollte, aber vor dem vielem Programmenschreiben nicht dazu kommen konnte. Ausserdem arbeitete sie an einer Commentatio, über die kritische Frage:

Amantes cur pallent?

Sie hatte schon über zwei Buch Briefpapier, denn sie schrieb alle ihre Manuscripte in Briefformat, darüber verschrieben, und beantwortete zulezt die Frage, ganz scharfsinnig, also:

Quia non habent animan; quae est in rebus, quas amant.

Sehr einleuchtende Beweise, bekräftigten diese Behauptung, und Stellen aus allen Sprachen, waren angeführt, die der Sache ein entscheidendes Gewicht gaben.

Aber ungeachtet sie so gelehrt war, hatte sie doch ein sehr reizbares, zärtliches Herz, und liebte nächst den Wissenschaften, Puz, Tanz, Musik und Schmeicheleien gar sehr. Schade, daß sie nicht schön war! — Doch

sie selbst zweifelte nicht an ihren Reizen, und daran that sie ganz wohl. — Sie war sehr gern ohne ihren Mann in Gesellschaft, und hätte er geäussert, daß er sie in das Bad begleiten wolle, wär er von der Wichtigkeit seiner Person, bei der Gegenwart seiner Frau, irgendwo, so sehr überzeugt gewesen, als der ehrwürdige Horaz Homespun *) es in diesem Punkte war, sein: ich gehe mit Dir! hätte bei ihr vielleicht eine eben so schreckbare Wirkung, wie das Wörtchen Sequar, bei einer andern Dame **), hervorbringen können.

Feli-

*) Diesen ehrlichen Mann müssen die Leser, wenn sie ihn noch nicht kennen, aus dem: Freudenzögling (Leipz. 1790.) kennen lernen.

**) Ein englischer Theolog des siebenzehnten Jahrhunderts, verfertigte ein Trauerspiel Rorama, bei dessen Vorstellung in einem Kollegio zu Kambridge, sich der Unfall ereignete, daß bei den lezten Worten desselben: Sequar! Sequar! welche stark deklamirt und mit heftiger Wut ausgesprochen wur-

Felizitas, schrieb ihrem Manne aus dem Bade, und er, schrieb ihr aus seiner Studierstube. Der Briefwechsel wurde in lateinischer Sprache geführt, und weil wir bei dieser Gelegenheit, eine Probe von der Scienz der Frau Proréktorin geben können, so wollen wir einen Brief von ihr an ihren Mann, der uns zu Händen gekommen ist, mittheilen.

Felicitas S. D. V. S.

Manifesto Vobis quod hic habetis unum inimicum valdè maltiosum, qui dicit multa vituperia contra Vos, et praesupponit multa extollens se in superbia sua, et dicit coram omnibus, quod estis Spurius. Tunc ego dixi: Ecce! omnis homo est mendax; dominus maritus meus potest se ipse defendere. Ego fa-

wurden, ein Frauenzimmer so sehr erschreckt wurde, daß sie darüber den Verstand verlor, und ihn nie wieder bekam.

faciunt non curo pompoſa verba, ſicut Poëtae. Tales homines, ſi ſcirent ſubtilitatem eſſe in me *), mihi venirent non ante faciem. --- Deberis ſcire quod ego ſum ſanus, et etiam Lotte puella mea, et vellem libenter etiam taliter audire de Vobis: quia ego cogito quotidiè ad minus ſemel in vobis. Ego ſuadeo profecto ut apud doctum mundum Tu magnum honorem habebis et ſemper honos, nomenque tuum, laudesque manebunt. Vale, iterum atque iterum!

Revue.

Felizitas war ſehr traurig, daß ſich unter den vielen Herren, die in dem Bade waren, keiner recht an ſie anſchließen wollte. Und im Grunde, brauchte ſie doch bei den Luſtparthien

*) Die Briefſchreiberin, will vermuthlich ſagen; ſie ſey ſehr empfindlich, und ſo etwas, könne ihre Empfindlichkeit ſehr angreiffen.

thien, Spaziergängen rc. einen Begleiter höchstnotwendig, denn immer nur in Gesellschaft ihrer Zofe auszugehen, war eine unerträgliche Notwendigkeit für sie.

Sie machte mit einem jungen Baron und seinem Hofmeister, Bekanntschaft, welche mit ihr in einem Gasthofe logirten; aber der Baron fand Fräuleins, und der Hofmeister, gieng dem Spiele nach.

Ein junger Doktor, der ein nachgezahltes Stipendium verreiste, um Gelegenheit zu finden, den Kaiserschnitt zu machen, führte die Frau Prorektorin einmal auf den Ball, als er kaum im Bade angekommen war, aber er machte im Tanzsal eine interessante weibliche Bekanntschaft, und lies sich seit der Zeit, nicht wieder bei ihr sehen.

Ein Hauptmann in Pension, der den linken Arm verloren hatte, führte unsere Felizitas einmal aus, aber er bekam Spielerkonnexionen, und kam nicht wieder zu ihr.

Ein alter Polizeirath, der an der Gicht laborirte, bot ihr seine Equipage an; aber seine Gesellschaft, behagte ihr nicht.

Ein baronisirter Kaufmann, verliebt wie ein Jüngling, steif wie ein Prokurator, bot ihr Arm und Equipage an, aber das war kein Mann für sie.

Endlich kam ein junger Magister in dem Bade an, der durch Vorspräche einer Kousine, die etwas bei dem ersten Minister galt, die ebenerledigte Stelle eines Professors der schönen Wissenschaften, auf der Universität, wo sich der Gemal der Frau Prorektorin befand, zu erhalten hoffte. Dieser fand es der Konvenienz gemäs sehr schön mit der Frau Prorektorin zu thun. Darob sich unsere Felizitas gar höchlich freute.

Die Rose kömmt in Pagenhände.

Sie machten alle Parthien zusammen, und die Frau Prorektorin, konnte zulezt nicht mehr ohne

ohne ihn leben. — Der Hr. Magister, war bei dem Lever und begleitete sie auf ihren Morgenspaziergängen; er speiste bei ihr, trank Koffee mit ihr und las ihr nach Tische, etwas vor. Er machte die Abendpromenade mit ihr und soupirte bei ihr, führte sie auf den Ball, in die Komödie, und — wünschte ihr: gute Nacht.

Mit seiner Artigkeit, war Felizitas sehr wohl zufrieden, und schrieb ihrem Manne, dem sie sein Gesuch so nachdrücklich empfohl, als sey es ihr eigenes: daß er ein Muster guter Lebensart sey. Aber seine kalte Zärtlichkeit wollte ihr so wenig, als seine übelangebrachte Bescheidenheit gefallen. Sie glaubte er sey keiner Liebe fähig, aber sie wußte nicht, daß er ein Mädchen hatte, das er gar sehr liebte.

Sie war mit ihm auf einem Balle, und verlor bei dem lezten Walzer die Rose vom Busen. Ein Page, der mit einer Fürstin im Bade war, fand sie.

Die Rose kömmt zum drittenmal an eine Kammerjungfer.

Der Page der nicht wuste, wozu er die Rose gebrauchen konnte, schenkte sie einer Kammerjungfer der Oberhofmeisterin seiner Fürstin.

Laura, so nennte sich die Kammerjungfer, welche eigentlich Leonore hies, frischte mit kunstreichen Händen die Rose wieder auf, und wies ihr bald ihren Platz am Busen, bald, wie Emilia Galotti der ihrigen, im Haar an, und trug sie bald auf diese, bald auf jene Art zur Schau.

Sie verliesen das Bad und giengen nach der Residenz zurück. Laura trug die Rose wie nach und vor, bald am Busen, bald im Haar, auf diese und auf jene Art, zur Schau, so lange, bis sie dieselbe ihrer Kousine, der Tochter eines benachbarten Amtmanns, schenkte, die durch das Geschenk, eine Vermehrung ihres Feststaates bekam, aber dasselbe

selbe bald so lieb gewann, daß sie es nachher täglich trug.

Der Amtmann und seine Tochter.

Albertinens Vater, war ein sehr ehrlicher Mann, der seine Amtsgeschäfte sehr gewissenhaft versah, und seine einzige Tochter herzlich liebte. Sie war achtzehn Jahr alt, ihre Mutter war gestorben, und sie war mit äusserster Gewissenhaftigkeit Pflegerin und Haushälterin ihres Vaters.

Der Amtmann, war alt, merkte wohl daß das Stündlein seines Scheidens von dieser Welt, nicht mehr gar zu fern seyn möchte, und war blos wegen seiner Tochter, darob sehr bekümmert.

Er war, wie gesagt, ein ehrlicher Mann. Sein Dienst trug jährlich, weil er ihn gewissenhaft verwaltete, etwa sieben = bis acht hundert Gulden ein, und davon konnte er für seine Tochter wenig zurücklegen. Er wünschte

sie an einen braven Mann verheuratet, er wünschte sie vor seinem Ende, versorgt zu sehen, und der Gedanke machte ihm viel Sorge.

In der Nähe waren alle Beamte, Pfarrer und Förster verheuratet, und in der Residenz, brauchte ein junger Mann, wenn er ja heuraten sollte, mehr als die paar hundert Gulden, die er seiner Tochter als Aussteuer, mit geben konnte.

Diese Betrachtungen raubten dem ehrlichen Manne manches Ruhestündchen, doch lies er seinen Kummer ganz weislich, seiner Tochter nicht merken.

Bekanntschaften.

An einem schönen Sommermorgen gieng Albertine, es war eben Amtstag, durch duftende Wiesen, an einem Bache hin. Sie pflückte Vergißmeinnicht, und steckte sie zu der Rose, an dem Busen. Die Rose hob ihr Haupt unter den bescheidenen Blümchen, wie ein milder Stern sein Antlitz am blauen

Him-

Himmel, empor, und stralte, von dem nachbarlichen Glanze erhoben, doppelt schön.

Albertine war ganz weiß gekleidet. Blaue Schleifen spielten um ihr Gewand; ein blaues Band flatterte um ihren Strohhut und ihre schwarzen Haare fielen ungepudert, in natürlichen Locken, auf ihre Schultern herab. Sie sang ein Lied von Hölty; ihre Seele war heiter wie der Aether, und ihr Herz wolkenleer wie der Himmel. Sanft wie die Unschuld, schwebte sie mit leichtem Gange im Geleite innerer Zufriedenheit, über die amarantenen Wiesen; ihr Gesang mischte sich in den Sang der Vögel, in das Rieseln des Schmerlenbaches, und verhallte in balsamischen Lüftchen. So wallte sie dahin.

Auf einmal stund der Pfarrer des benachbarten Ortes, ihres Vaters wärmster Freund, vor ihr, und rufte ihr einen: Guten Morgen! zu.

Albertine erschrack ein wenig, kam aber bald wieder zu sich, und erwiederte seinen guten Morgen.

Der Pfarrer drückte und schüttelte ihre Hand, und fragte:

„Ob der Papa wohl auf sey?"

„O ja!" antwortete sie, und blieb mit den Augen auf der zweiten männlichen Figur hangen, die vor ihr stund. Und das war ein junger schöngewachsener Mann, mit offenem Gesicht, in einfacher Kleidung, den Albertinens Anblick wie ein Blitzstrahl durch das Herz fuhr.

„Das ist mein Vetter," sagte der Pfarrer.

Beide: „freuten sich, einander kennen zu lernen!"

„Er hat seine Studia absolvirt, fuhr der Pfarrer fort, und hat mich so eben gestern besucht. Ich will ihn Ihrem Herrn Vater vorstellen. Vielleicht kann er ihn in Amtsgeschäften brauchen" —

„Ach

„Ach ja! ich glaube wohl!“ fiel Albertine rasch ein.

„Und vielleicht, fuhr der Pfarrer fort, bringen wir es durch Ihre Kousine, die Kammerjungfer der Frau Oberhofmeisterin, dahin, daß er von dem Fürsten, Ihrem Herrn Vater substituirt wird.“ —

„Vielleicht — ach ja!“ fiel Albertine wieder ein.

„Und dann — fuhr der Pfarrer fort — giebts vielleicht ein Pärchen zwischen Euch.

Albertine wurde feuerroth, und auch Wilhelm, so hies des Pfarrers Vetter, wurde roth.

Der gute Pfarrer hatte ein Treffen zweier Herzen veranstaltet, die sich bei dem ersten Anblicke entgegen flogen.

Albertine kehrte mit dem Pfarrer um, und brachte ihre Gäste in das Amthaus.

Der Amtmann hatte noch Termin. Albertine führte die Gäste in das Besuchzimmer. Sie trug mit viel Geschäftigkeit Pfei-

fen und Tobak herbei. Der Pfarrer stopf=te sich ein Pfeifchen und las die Erlanger Zeitung. — Albertine hatte in der Küche Order zu ertheilen, weil Fremde gekommen waren und Wilhelm, spazierte in den Garten. Er wußte nicht, wie ihm war, er hatte keinen Gedanken, als an Albertinen, und sez=te sich in einer Laube nieder. — Hier hatte er über eine Stunde in tiefen Gedanken gesessen, als nahe Fustritte ihn seinem Gedanken=meere entrissen.

Er sah auf, und sein Engel, Albertine, stand vor ihm.

„Die Zeit wird Ihnen lang werden. — stotterte Albertine — ich wünschte — sie Ihnen ein wenig vertreiben zu können.“

Wilhelm ergrif ihre Hand und drückte mit zitternden Lippen einen Kuß darauf. Ein tiefer Seufzer entstahl sich seinem beengten Busen. — Albertine seufzte auch.

Sie giengen im Garten auf und ab und sprachen — vom Wetter.

Eine

Eine Magd rufte sie aus dem Garten.

Der Amtstag war geendigt und der Pfarrer hatte schon mit dem Amtmann über seinen Plan gesprochen, den dieser nicht verwarf.

Wilhelm wurde sehr freundschaftlich von dem Amtmann empfangen — man gieng zu Tische — die jungen Leute asen wenig. — Der Pfarrer lies es sich sehr wohl schmecken und disputirte mit dem Amtmann über das Gleichgewicht von Europa — und die jungen Leute, wurden über dem Gleichgewicht ihrer Herzensempfindungen, bald roth, bald weiß.

Beim Kaffee, nach Tische, wurde beschlossen, Willhelmen den folgenden Tag mit einem Briefe an die Kousine in der Residenz, abzuschicken, um zu sehen und zu erfahren, was bei der Sache zu thun sey.

Nach dem Koffee, hielten der Amtmann und der Pfarrer ihre Sieste, und die jungen Leute giengen in den Garten.

Liebesschwüre.

„Wenn Sie in die Stadt kommen — sagte Albertine zu Wilhelmen, als sie in der Laube saßen — so dürfen Sie sich meiner Kousine nur ganz anvertrauen: Sie können ihr alles sagen.“

Er. Alles?

Sie. Alles was Sie auf dem Herzen haben.

Er. Darf ich ihr auch sagen — daß — daß — nein! ich kann es Ihnen selbst ja nicht sagen —

Sie. Mir? — was denn? —

Er. Darf ich?

Sie. Wenn — ich weis nicht —

Er. Ich — ach! theuerstes Mädchen! — ich bin — ach! — ich habe — ich — ich liebe Sie! — Ich liebe Sie unaussprechlich, und werde Sie ewig lieben.

Sie schwieg und schlug die Augen nieder.

Er. Ich werde nicht in die Stadt gehen —

Sie. Wie? Sie wollen Ihr Glück verscherzen?

Er. Mein Glück? — ach! mein Glück ist, von Ihnen geliebt zu werden.

Den Rest des Gesprächs mögen sich die Leser selbst denken. — Genug Albertine nahm sein Geständniß wohl auf, erwiederte es, und sie schwuren sich beide ewige Liebe.

Die Rose fällt ins Wasser.

Die vormalige Besitzerin der Rose, Laura, die Kammerjungfer, vermochte viel über den Friseur der Frau Oberhofmeisterin, der Friseur vermochte viel über die gnädige Frau, und diese vermochte viel über den Hofkonditor. Der Hofkonditor, war der intimste Freund des Oberstallmeisters, dieser war der Liebhaber der Konsistorialpräsidentin und die Tochter der Konsistorialpräsidentin, vermochte alles über den Für-

sten. Durch diese Kanäle lief Wilhelms Gesuch. Glücklicherweise hatte es jede mithandelnde Person, derjenigen, auf welche sie Einfluß hatte, sehr stark ans Herz gelegt, und der Fürst gab sein Wort von sich, daß Wilhelm des Amtmanns Substitut und sein Nachfolger seyn sollte.

Wilhelm eilte aus der Stadt, so schnell wie er konnte, Albertinen die frohe Botschaft zu bringen.

Er brachte sie ihr, und vor Freuden begonnen beide diesen Abend bei Mondschein, noch einen Spaziergang.

Sie kamen auf die Brücke. Der Mond spiegelte sein klares Antliz im Wasser. Sie sahen hinunter in den Fluß, und phantasirten. Wilhelm schlang seinen Arm um Albertinens Nacken, und ich weis nicht, warum er in Gedanken so lange bei ihrer Busenschleife herumspielte, bis die Rose in den Fluß fiel.

„Ach! meine Rose!“ schrie Albertine, und eine Welle trieb sie fort. Noch eine,

ſie, noch eine — und entſchwunden war ſie ihren Augen.

Da der Fluß in Geſellſchaft eines gröſſern und ſechs kleinerer Flüſſe, ſich endlich mit dem Meere vereinigte, ſo wird die Roſe von Meer zu Meere, wohl gar bis an die Inſel Otaheite geſchwommen ſeyn, wo ſie, wie wohl durch ihre Reiſe ſehr unſcheinbar geworden, ankam, und von einem engliſchen Naturforſcher, für ein Seegewächs, gehalten wurde — meint ihr?

Nein! — dieſe Reiſeſkala war zu frühzeitig gemacht!

Die Roſe in einem Kloſter.

Die erſte Welle die der Roſe nacheilte, warf dieſelbe in den Wipfel einer halbbejahrten Weide, die ihr Haupt dem Fluſſe entgegen neigte, der den gröſten Theil ihrer Wurzeln ſchon erdelos geſpielt hatte. Im Morgenwinde ſchüttelte die Weide ihr Haupt, und die Roſe taumelte auf den grünen Raſen.

Hier fand sie der P. Augustin, als er metidirend am Fluße hin, nach dem nahgelegenen Nonnenklöster einer Reichsabtei schlich, wo er Beichtvater war. Er nahm die Rose mit sich, verbarg sie unter seinem Skapulier, und überreichte dieselbe beim Frühstück, der Frau Aebtissin, die ihr einen Platz über dem Bilde der heiligen Katharina anwies, auf deren Hochzeit mit Christo, der König David aufspielte, und St. Peter, laut der Legende, Tafeldecker war.

Die Frau Aebtissin, die von ihrem Seelenweider,

die gratiosa
coeli rosa

erhielt, trat eben heute ihr funfzigstes Jahr an, und empfieng deshalb von demselben, so, wie dem ganzen Konvent, und der ihr anvertrauten, weiblichen Heerde, die besten und wortreichsten Glückwünsche, und ein Gedicht von ihrem Herrn Nachbar, dem Abt zu ***, in welchem ihr die Jahre, aber nicht die Fa-

te, der wirthlichen Hausehre Abrahams, der so leicht zum Lachen gereizten Sara, angewünscht wurden.

Der Herr Abt, auch ein unmittelbarer Reichsstand, (man nehme hier die bunteste Landkarte unter allen Kreisen Teuschlands zur Hand, auf der die Souverainitäten so schnell, wie im stürmischen Ozean, die Winde wechseln,) kam gegen Mittag zur Tafel in das Kloster der Frau Aebtissin, an welcher sich's etliche achtzig Personen sehr wohl schmecken liesen.

Das Desert wurde eben aufgetragen, als die Frau Aebtissin einen Anfall vom Schwindel bekam, den einige ihrer Vollblütigkeit, andere den Champagnergenuß, zuschrieben, und auf ihr Zimmer gebracht wurde, wohin ihr einige Nonnen folgten, die ihre Hirtin zu Bette brachten, und dann ihre Stelle dem Herrn Abt überliesen, der vor seiner Abreise, wichtiger Angelegenheiten wegen, mit ihr zu sprechen hatte.

Unter den Nonnen die der Frau Aebtissin gefolgt waren, befand sich auch Schwester Klärchen, eine Schöne, die sonst auf dem Theater und hinter der Gardine, viel Beifall errungen hatte, einmal aber in der Aufwallung von Mißmut, wegen einer verunglückten Spekulation, nach dem Beispiele der Mademoiselle Luzy *), den heiligen Schleier gegen Melpomenens und Thaliens unheiliges Flittergewand, vertauschte.

Sie war noch kein Jahr im Kloster, als sie überzeugt war, eine sehr unglückliche Wahl getroffen zu haben, und längst schon, war sie entschlossen, bei vorkommender Gelegenheit, ihre Schleierfesseln zu zerbrechen und ihre Freiheit zu suchen.

Als sie jezt im Zimmer der Aebtissin war, fiel ihr die Rose in die Augen. Bei dieser

Rose,

*) Von der die bekannte französische Witzlingin, Mlle. Arnoux, als sie die Bekehrung ihrer Mitschauspielerin erfuhr, sagte: „Ah! la coquine! elle s'est fait Sainte, des qu'elle a sçu que Jesus s'est fait homme!"

Rose, fiel ihr die Rose der Emilia Galotti, wie auch die Rose der Charlotte im Strich durch die Rechnung ein, und mit dem Gedanken an diese Theaterheldinnen, vermählten sich die Gedanken an ihren vorherigen Zustand. Sie nahm die Rose in die Hand, sie drückte sie an ihren Busen und blitzschnell schoß der Gedanke in ihre Seele: heute, kannst du deinem Kerker entrinnen.

Eine alte Bekanntschaft.

Im Speisesaale war alles öde und leer, wie im Anfang der Schöpfung, wo es beiher gesagt, nach Hans Sachsens Bericht,

> ganz finster war im Anfang,
> daß eine Katze vor die and're sprang.

Klärchen eilte, die Rose in der Hand, nach ihrer Zelle, und sah, daß der ehrwürdige Herr Vikar eines Kapuziner Klosters, sich seines Gewandes entledigt und im Weintaumel ihr Bett eingenommen hatte. Er schnarchte, und Klärchen hüllte, ohne sich lange zu beden=

bedenken, sich in das abgelegte Gewand des Herrn Vikars, zog die Kapuze über den Kopf, ergrif den Knotenstab, gürtete ihre runden Hüften mit dem Knotenstrick und wandelte unangehalten zum Kloster hinaus. Die Rose hatte sie mit sich genommen.

Nach einer Viertelstunde war sie über die Grenze des Gebietes ihrer Souverainin, und betrat die protestantischen Staaten eines nazgelnenen Reichsfürsten, dessen Gebiete beinahe mehr als vier Meilen, im Umfang hatte.

In der Residenz verweilte sie nicht lange, und ehe es Abend wurde, war sie im Territorio des Grafen von ***.

Unweit eines Dorfes, begegnete ihr ein junger Mann in funkelnden Jägergeschmeide, den sie, weil er einen weißen Federhut trug, für einen adelichen Enkel des allgewaltigen Nimrod hielt, und sich nicht irrte; denn als sie ihn näher betrachtete, sah sie, daß es einer ihrer ehemaligen Anbeter war, der

auf

auf einer Universität sein Geld verzehrte, als sie daselbst als Schauspielerin glänzte.

Herr Baron, sprach sie; ich bitte um eine Gabe!“

Der Baron gab ihr ein Sechskreuzerstück.

„Herr Baron! aus alter Bekanntschaft, bitte ich um etwas mehr.“

Sie zog die Kapuze vom Gesicht, und der Baron stierte sie an.

„Ich glaube — ich kenne Sie, Herr Pater, — aber ich weis hol mich der“—

„Studirten Sie nicht in L**?“

„Ja!“

Kannten Sie nicht eine gewisse Demoiselle W**?“

„Ja! — Gott soll mich erwischen! Du bist es selbst Zeter-Hexe! — Wo kömmst Du her?“

Klärchen erzählte ihm in aller Kürze, was er wissen sollte.

„Siehst Du den Kirchthurm dort? sagte der Baron. Das ist mein Gut.“

„So

„So will ich mir ein Nachtlager in Ihrem Schlosse ausbitten.“

„Das geht so geschwinde nicht, liebes Klärchen. Ich bin verheuratet“ —

„Verheuratet? o weh!“

„Ja wohl! o weh! — Aber dennoch sollst Du bei mir übernachten, wenn auch nicht heute. — Jezt komm mit mir zu einen Bauer dieses Dorfs, der ein Lehnsmann von mir ist. Hier sollst Du bleiben, bis ich Dir männliche Kleider habe machen lassen, in denen Du Dich, wie ich vom Theater her weis, sehr gut ausnimmst, und dann, kömmst Du und besuchst mich, als einen ehemaligen Universitätsfreund.“

Und dieser Vorschlag, wurde ausgeführt.

Ein Empfang und ein Portrait.

An einem schönen Abend, kam Klärchen in männlicher Tracht, in des Barons Schloßhof als eben seine Frau Gemalin eine Abendprome-

promenade um das Dorf machen wollte. Sie trafen aufeinander.

Die Baronin, von der Figur des ankommenden Fremden, frappirt, fragte etwas verlegen nach seinem Begehren. —

„Ich hoffe den Herrn Baron sprechen zu können.“ —

Der Baron kam. Wie auf ein Signal, fielen sich beide um den Hals. — Nach der feurigen Umarmung, wendete sich der Baron zu seiner Frau.

„Dieser Herr, war mein Busenfreund, als ich zu L** studirte. — Hoffentlich, darf er auch Anspruch auf Deine Freundschaft machen.“

Die Baronin bekomplimentirte sich mit ihres Mannes sogenannten Busenfreunde sehr wortreich, wendete sich dann gegen ihren Mann und fragte mit viel Energie:

„Ist er von Adel?“

„Nein!“

„Scha-

„Schade! er hat wirklich ein Air, das zu gut für einen Bürgerlichen ist.“

Unter der Zeit, binnen welcher unser neumodischer Tiresias von dem Baron ins Schloß geführt, beherbergt und instruirt wurde, wollen wir den Lesern ein kleines Gemälde von der Frau Baronin liefern.

Von Geburt war sie eine Patrizierin aus der Reichsstadt **., hatte ihrem Gemal mit ihrer Hand, um 200,000 Gulden reicher gemacht und hatte mehr, als noch zweimal so viel Geld, nach dem Tode einer Tante zu hoffen, die wegen ihrer Prüderie das Schicksal jener bekannten Jungfrauen hatte, den Oelkauf und die Ankunft des Bräutigams zugleich zu versäumen, und nun ihre Unvorsichtigkeit, wiewohl zu spät, bereute. Inzwischen kam das alles der Baronin vortreflich zu statten, denn ohne diese, ihre goldenen Reize, würde sie schwerlich, Frau Baronin geworden seyn. So wie sie war, hätte sie gewiß kein Modell zu einer Venus geliefert.

Ueber die Farbe ihrer Augen, wär eigentlich sehr gut eine kritischartistische Abhandlung zu schreiben gewesen in der nichts ausgemacht zu werden brauchte, und wenn eine Kunstakademie auf die Bestimmung dieser Augenfarbe, einen Preis gesetzt hätte, er wäre gewiß so wenig als der von der Akademie zu Montpellier für die beste Abhandlung, über die Theorie der Verfertigung des Schönheitswassers, zur Austheilung gekommen. Die Augen glichen schier einem Kameleon und gewöhnlich, sah man sie des Tags wohl zehnmal in andern Grundfarben spielen, je nachdem man nun im Licht oder im Schatten stund. Man hat unter den Papieren des ehemaligen Sekretärs des Herrn Vaters der Frau Baronin, ein Zettelchen mit folgenden Bemerkungen über ihre Augen, gefunden, das wir in copia als einen Beleg von entschiedener Wichtigkeit, hier mittheilen wollen.

Observationen über die Augenfarbe Christinchens.

Fräulein Christinchen bekam einen Freier, nemlich den Herrn Baron ** auf **g. Dieser, ob er gleich schon einigemal seine Braut gesehen hatte, konnte doch nicht wegkriegen von welcher Farbe ihre Augen waren. Er wendete sich deshalb an mich, und weil ich bisher, so wenig als er, das Glück gehabt hatte, die Farbe der Augen des Fräuleins distinkt zu bemerken, so wendete ich einen ganzen Tag daran, nach diesen Gestirnen zu schauen und brachte meine Bemerkungen zu Papier.

Früh um acht Uhr, beim Frühstück:

Die Augen des Fräuleins, spielten aus Grau in blau.

Zehn Uhr, im Vorbeigehen über den Saal:

Die Augen kommen mir gelb vor.

Mittag bei Tische:

Die Augen wechselten mit schwarz und braun.

Nach-

Nachmittag beim Kaffee:

Die Augen waren **r o t h**.

Abends bei Tische:

Die Augen waren **l i c h t g e l b**.

Zwei Stunden nach der Abendtafel:

Die Augen waren **z i t r o n e n g e l b**.

Eilf Uhr des Nachts, vor ihrem Schlafzimmer:

Die Augen waren **m e e r g r ü n**.

Ueber die Nase der Frau Baronin lies sich nicht viel sagen, denn man wurde kaum gewahr, daß sie eine hatte. Ihre Ohren waren sehr gros und ihre Zähne, wetteiferten mit der Farbe des Ebenholzes. Der rechte ihrer Arme, war kürzer als der linke, und der linke Fus, war länger, als der rechte.

Wir können den Lesern nicht verheelen, daß die Frau Baronin zwar nicht glaubte, sie sey ein Muster der Schönheit, aber davon war sie überzeugt, daß sie dennoch sehr liebenswürdig sey. Ihr Herr Gemal war davon, nicht so leicht wie sie, zu überzeugen,

 und

und das gefiel ihr gar nicht. Sie hatte gelesen, daß erkaltete Liebe durch Eifersucht zu entflammen sey, und beschloß, die Wahrheit dieser Behauptung zu erforschen.

Zu dem Ende, suchte sie den Freund ihres Gemals, dessen verborgenen Gehalt, sie nicht kannte, aufmerksam auf sich und ihre Reize zu machen, aber all ihre Bemühungen, waren leider! umsonst. Der Freund des Hauses war wenig aufgelegt einen Roman zu spielen, der das Ende mit dem Anfang sogleich vereinigt hätte, und der Frau Baronin, die gern die Heldin desselben gespielt hätte, gefiel seine Kälte ungleich weniger, als seine Person.

Eine Entdeckung.

Die Kammerjungfer der Frau Baronin, war ohne Widerspruch artiger, und zugleich unternehmender, als ihre Gebieterin.

Der Fremde gefiel ihr; er hatte ein paarmal mit ihr freundlich gesprochen, sie glaubte

das

das Verständniß erweitern zu müssen, kam einst des Nachts auf sein Zimmer, und sah, daß der Schlafende — eine Schlafende, ein Frauenzimmer, war.

Verschwiegenheit war keine ihrer Haupttugenden, und im Aerger über ihre mißgelungenen Hoffnungen, machte sie die Frau Baronin zu einer Mitgenossin ihres entdeckten Geheimnisses.

Daß sich nun eine sehr pittoreske Szene im Schlosse repräsentirte, können die Leser leicht denken. Der Herr Baron war sehr verlegen. Klärchen verlies das Schloß, und die Rose trat mit ihr die Wanderschaft an. In einem Gasthofe, wo Klärchen übernachtete, blieb die Rose liegen und kam in die Hände eines Reisenden, der seiner Braut damit ein Geschenk machte, welche dieselbe einer Freundin schenkte, die noch nicht Braut war, aber es zu werden hofte.

Die Flucht.

Leonore, so hies die jezige Besizerin der Rose, war die einzige Tochter eines Mannes, der durch Getreidhandel, Wechsel-Pfänder- und Geld-Negotia, ein sehr ansehnliches Vermögen erworben hatte, dabei aber so karg und geizig war, daß er, wenn's möglich gewesen wär, gern sich und seiner Tochter, Essen und Trinken abgewöhnt hätte. Da das aber nicht angehen wollte, so begnügte er sich damit, die Mahlzeiten so frugal einzurichten, daß in seinem Hause die Indigestionen so selten, wie die Besizer des Steines der Weisen in der Welt, wurden.

Bei Leonorens Geburt, war ihre Mutter am Kaiserschnitte gestorben, und ihr Vater hatte sie ohne Amme, mit Hülfe einer alten Haushälterin, so gut wie möglich, erzogen. Für eine gefällige Bildung hatte die Natur, so gut wie für ihren Verstand gesorgt, und als sie den achtzehnten Lenz erlebt hatte, machte sich die Liebe mit ihr, und

sie

sie sich mit der Liebe, bekannt. Diese schöne Bekanntschaft, fiel eben in den Zeitpunkt, in welchem sie die Rose von ihrer Freundin geschenkt bekam.

Ihr gegenüber, wohnte ein junger Mann, der den schönen Wissenschaften fleißig oblag, und mit ihr auf einer Hochzeit bekannt wurde. Er brauchte eben dazumal eine Laura an die er die gereimten und ungereimten Empfindungen seines Herzens richten konnte, und Leonore war die Glückliche, die er unter dem Namen Lora in seinen Gedichten verewigte, so oft er sein poetisches Kontingent zu einem Musenalmanache oder zu einer poetischen Blumenlese, lieferte.

Auf Leonorens Herz machten die Zärtlichkeiten in Ligata mehr Eindruck, als die Zärtlichkeiten in Prosa gemacht haben würden, und seinen Sieg verdankte Alfred, so nennte sich der Dichter, seinen Versen. Dieses in der Taktik der Liebe so berühmte Mittel, that seine gehörige Wirkung, und Leonore war

bald ihrem Schäfer so günstig, als immer eine zärtliche Galate, Phillis, Daphne ꝛc. der arkadischen Idillenwelt, ihrem Daphnis, Mirtil, Damöt ꝛc. der in die Töne seines Haberrohrs, seine Empfindungen und Wünsche sang.

Es war eine schöne, mondhelle Nacht, als Leonore einen Besuch bei ihrer Freundin vorgab, und in ein Wäldchen eilte, wo ihr Herzgeliebter sie erwartete. Dort schwuren sie sich ewige Liebe, und wechselten, Küsse, Herzen und Ringe.

Sie waren bei der schönen Szene belauscht worden, und der Vater, dem die Begebenheit dieser Nacht hinterbracht wurde, lies seine Tochter sehr hart an.

„Sag mir doch, — sprach er voll Ingrimm; — ob Du bei Sinnen bist, oder nicht? Was willst Du denn mit dem Laffen machen? Hat er Geld? he! hat er Geld Dich zu ernähren? Hat er ein Amt? — nichts! — Unglücklich will er Dich machen!

auf

auf meine Kosten will er sich ernähren! und Dir einfältigem Dinge schwazt er von Liebe vor. — Ich sage Dir, läßt Du nicht von dieser Bekanntschaft ab, so stecke ich Dich ins Kloster und verheurate mich wieder, und damit, Punktum!"

„Aber, lieber Vater" —

„Aber, Jungfer Tochter" —

„Herr Alfred ist so ein guter, edler Mensch!"

„Und Du bist so eine gute, edle Gans, als ich nur eine kenne! Er lacht Dich aus!"—

„Das thut er gewiß nicht!"

„Ja! ja! das thut er gewiß! Du kennst die Menschen nicht!"

„Wenn Sie wüßten" —

„Ich weiß alles! — Ich weiß daß er kein Vermögen hat, und daß er für Dich kein Mann ist."

„Sein Kopf, sein Geist, seine Talente"—

„Narrenspossen! Das beste Talent in der Welt, ist Geld, und wer das nicht hat, der

ist

ist und bleibt ein Schächer. — Mit einem Worte: es bleibt bei dem, was ich gesagt habe!“

Leonore weinte sehr und schilderte in einem Briefe ihrem Geliebten ihre traurige Lage.

Alfred weinte auch, schrieb eine klägliche Epistel, und rieth ihr das Haus ihres hartherzigen Vaters zu verlassen, sich in seine Arme zu werfen, und mit ihm zu entfliehen.

Lange kämpfte Leonore mit Empfindung und Pflicht. Endlich, besiegte die Liebe ihre Bedenklichkeiten, eine Entführung war ein zu romantischer Ausgang des Abentheuers, dem sie nicht widerstehen konnte und sie versprach ihrem Geliebten, was er von ihr forderte.

Im weißen Gewande der Unschuld, ein Kästchen mit ungefähr 200 Thalern, theils an Gelde, theils an Kleinodien, gefüllt, die Rose am Busen, verlies Leonore zitternd das väterliche Haus, und eilte in Alfreds Arme, der sie, sich ihrer beinahe selbst unbe-

wußt,

wußt, in einen Wagen trug, und mit der schönen Beute davon eilte.

Von Station zu Station, giengs ohne Aufenthalt fort, bis nach Wien, wo sie sich in eine kleine Wohnung in einem abgelegenen Theil der Stadt, vergruben.

Rosenwanderung.

Nebst Leonoren, befand sich nun die Rose, die jezt viel von ihrer ersten Schönheit verloren hatte, auch zu Wien.

Wenn die Leser sich gefälligst ins Gedächtniß zurückrufen wollen, daß die Rose, entstanden unter den schöpferischen Fingern eines artigen Mädchens in Paris, Therese genannt, nach mancherlei, uns unbekannten Wegen, in die Hände einer Königin kam, aus diesen, in die Hände einer Gräfin, und Demoiselle, zu den Händen eines Kardinals, und seines Sekretärs gieng, — daß dieselbe ferner, einer Tänzerin, einem Offizier, und einer Kammerjungfer ange-

angehörte, — daß sie von einem Chevalier geraubt, und von einer Baronin getragen wurde, — daß sie von dieser ein Maler, und von diesem, seine Braut erhielt, der ein Graf dieselbe im Tode vom Busen nahm, der sie verlor, damit eine Bäuerin sie an eine Kammerjungfer verkaufen konnte, der sie ein Gazettenschreiber abnahm, — daß sie ein Kommödienschreiber fand, der sie einer Schauspielerin gab, von der sie ein Marchese erhielt, — daß sie der Signora Isabella von einem Kammerdiener geschenkt wurde, — daß sie durch die Hände eines Postillions, in die Hände einer Postmeisterin kam, um einem Studenten abgenommen, und der Frau Prorektorin geschenkt zu werden, — daß sie in Pagenhände kam, einer Kammerjungfer und Albertinen, hernach einer Aebtissin geschenkt, von Klärchen geraubt, verloren, einer Braut, und endlich Leonoren überliefert wurde, — wer diese

Rosen=

Rosenwanderung gehörig überlegt, der, will ich sagen, kann denken, daß die Rose in Wien nicht mehr so schön, als bei ihrer Existenz in Paris, war.

Ende.

Unser verliebtes Paar verlebte Tage der Wonne, des Entzückens, der Liebe und Freude. Leonore gab her, was sie hatte, weil aber ihre Kasse nicht unerschöpflich war, so war es eine ganz natürliche Folge, daß ein gewisser Mangel sich einfand, den Alfred mit der Schriftstellerei begegnen mußte.

In Wien wirft das Schriftstellerhandwerk nicht viel ab, wenn der Schriftsteller sich nicht bis zur Fertigkeit eines Büchelschreibers hinaufschwingen kann. Das wollte Alfreden nicht gelingen, und dem Mangel war nicht mehr recht zu wehren.

Alfred grämte sich, daß er nicht Hülfe schaffen konnte und der Kummer warf ihn auf das Krankenbett. Leonore suchte sich und ihn

ihn mit ihrer Händearbeit vor dem Hunger=tode zu schützen, aber der Gram und die Noth verwehrten ihr bald ihr Gewerbe. Sie lag bei Alfred. Die Leute des Hauses beküm=merten sich nicht um das unglückliche Paar, das mit der lezten Stärke der Seele, Arm in Arm, zu sterben beschloß. — Aber von Obrigkeits, und der Polizei wegen, welche eben visitirte, wurden sie in ein Lazareth ge=bracht, dort langsamer, aber methodisch, zu sterben.

Die Rose wurde einem Polizeidiener zu Theil, dessen Kinder sie zerrissen, ohne zu wissen, daß sie eine Rose entblätterten, die werth gewesen wär, in einer Reliquiensamm=lung der Verliebten aufbewahrt zu werden. Wir weihen ihren Andenken eine Thräne, und — der Vorhang fällt.

